



**Buch**  
**Mahnmale, Jüdische Friedhöfe in Wien, NÖ und Bgld.**

**Klaus Lohrmann, Werner Kitlitschka, u.a.**

**Club Niederösterreich, 1992**

**ISBN 3 – 70390016 – 4**

**Bezugsquelle: städtische Bücherei Wien**

<b>Jüdische Gräber – Orte des ewigen Friedens.....</b>	<b>2</b>
Paul Chaim Eisenberg.....	2
<b>Totenkult als Wegweiser.....</b>	<b>3</b>
Patricia Steines.....	3
<b>FRIEDHOFSANLAGE UND AUSRICHTUNG DER GRABER.....</b>	<b>3</b>
<b>GRABSTEIN UND SYMBOL.....</b>	<b>4</b>
<b>NAMENSSYMBOLS.....</b>	<b>5</b>
<b>BERUFSSYMBOLS UND TIERREISZEICHEN.....</b>	<b>7</b>
<b>ATTRIBUTIVE SYMBOLE.....</b>	<b>8</b>
<b>LEBENSALTER UND TODESDATEN.....</b>	<b>9</b>
<b>NICHTJÜDISCHE SYMBOLE.....</b>	<b>10</b>
<b>STEINE AUF DEN GRÄBERN.....</b>	<b>11</b>
<b>Die katholische Kirche und die Juden.....</b>	<b>12</b>
Franz König.....	12
<b>Österreicher und Juden – eine ambivalente Beziehung.....</b>	<b>16</b>
Erhard Busek.....	16
<b>Friedhofspflege.....</b>	<b>18</b>
Erika Weinzierl.....	18
<b>Zwischen Tradition und Assimilation.....</b>	<b>21</b>
Patricia Steines.....	21
<b>FRIEDHOF ROSSAU.....</b>	<b>22</b>
<b>JÜDISCHER FRIEDHOF WÄHRING.....</b>	<b>25</b>
<b>JÜDISCHER FRIEDHOF FLORIDSDORF.....</b>	<b>27</b>
<b>JÜDISCHE ABTEILUNG DÖBLING.....</b>	<b>27</b>
<b>ZENTRALFRIEDHOF TOR I.....</b>	<b>28</b>
<b>ZENTRALFRIEDHOF TOR IV.....</b>	<b>30</b>
<b>Geschichte der Juden.....</b>	<b>30</b>
Klaus Lohrmann.....	30
<b>jüdische Friedhöfe in Niederösterreich.....</b>	<b>40</b>
Elisabeth Kollerglück.....	40
<b>FRIEDHOF KÄRNTNERTOR.....</b>	<b>41</b>
<b>FRIEDHOF SEEGASSE, WÄHRING.....</b>	<b>42</b>
<b>Jüdische Friedhöfe bedürfen der Instandsetzung.....</b>	<b>48</b>
Werner Kitlitschka.....	48
<b>jüdische Friedhöfe im Burgenland.....</b>	<b>48</b>
Shalom Fried.....	49
<b>Erinnerungsbuch.....</b>	<b>53</b>
<b>Umgang mit dem Tod im Spiegel der Zeit.....</b>	<b>56</b>
Gerda Mraz.....	56

## Jüdische Gräber – Orte des ewigen Friedens

Paul Chaim Eisenberg

Unantastbar für immer

Der erste Mensch, von dem die Tora berichtet, er habe ein Grab errichtet, ist Abraham, der Urvater des jüdischen Volkes. Als seine geliebte Frau Sara starb, bemühte er sich, eine würdige Grabstätte für sie zu erwerben. Einige Einzelheiten der Begebenheit dieses Kaufes sowie die weitere Geschichte dieser Grabstätte unserer Urväter bilden auch heute noch die Grundlage für die Form, in der wir Juden unsere Toten zur letzten Ruhe bestatten.

Zunächst ist es üblich, dass Familienmitglieder beisammen bestattet werden. So wurden in der Maarat Hamachpela (Höhle von Machpela), die bei Hebron im biblischen Land Kanaan lag, auch Abraham, sein Sohn Jizchak (Isaak) und dessen Sohn Jakob mit ihren Frauen begraben. Als Jakob von seinem Sohn Josef Abschied nimmt, entschuldigt er sich bei ihm dafür, dass es ihm nicht möglich war, seine Mutter Rahel zum Familiengrab zu bringen, da sie auf einer beschwerlichen Reise gestorben war und daher in Bet Lehem (Betlehem) und nicht in Hebron, wo der Rest der Familie begraben liegt, ihre letzte Ruhe fand.

Eine zweite wichtige **Tradition besagt, dass jüdische Grabmäler und Friedhöfe für ewige Zeiten den in ihnen bestatteten Toten gehören und nicht angetastet werden dürfen**. Die Grabstätten unserer Urväter in Hebron, aber auch Rahels Grab in Bet Lehem sind Zeichen dafür. Sie bestehen wenn auch nicht unbedingt in heutiger Form schon seit Tausenden von Jahren. Aus diesem Grunde sind Juden auch bestrebt, ihren **Grabesplatz käuflich zu erwerben**, denn sie wollen nicht auf das Wohlwollen und Entgegenkommen anderer angewiesen sein, um die unbegrenzte Aufrechterhaltung ihrer Friedhöfe zu sichern.

Ein weiterer Aspekt kann aus dem Verhalten von Jakob und Josef abgeleitet werden, die beide in Ägypten starben. Obwohl sie dort in hohem Ansehen standen — Josef war Vizekönig und sicher „Ehrengräber“ bekommen hätten, wollten sie lieber in der Heimat Israel ihre letzte Ruhe finden. Vielleicht spielt auch die Tatsache, dass für Juden immer die Bestattung des ganzen, unversehrten Leichnams (**eine Kremation ist verboten, auch Autopsien sind im allgemeinen nicht erlaubt**) zu erfolgen hat, eine Rolle bei dem Wunsch, nicht in der Fremde und nicht nach fremdem Ritus bestattet zu werden. Wenn der Tod eines nahen Verwandten auch immer eine tiefe Wunde reißt, die lange nicht vernarbt, so ist für uns Juden die Tatsache, dass wir unsere geliebten Toten in würdiger Weise und unserer Tradition gemäß bestatten, eine Beruhigung. Es ist eine bedeutende Gelegenheit, die Grabstätten unserer Lieben zu besuchen, für deren Instandhaltung liebevoll zu sorgen, an diesem Orte Gebete und Psalmen zu sprechen und so den Kontakt, die Verbindung über den Tod hinaus, zu bewahren.

erste jüd. Friedhöfe in spanischen handschriften, 16. Jhd.

## Totenkult als Wegweiser

Patricia Steines

Zu verschiedenen Zeiten gab es im Judentum unterschiedliche Begräbnisformen. In biblischer Zeit existierten sowohl Familiengräber, die sich auf familieneigenen Grundstücken befanden, als auch Einzelgräber. Den Begriff „Gräber der gemeinen Leute“ könnte man als öffentlichen Begräbnisort oder aber als Gemeinschaftsoder Massengräber für ärmere Schichten deuten. Wir wissen aber auch von in Felsen gehauenen Grabkammern oder Mausoleen<sup>1</sup>). Weitbekannt sind auch die großen Nekropolen Beth Schemesch und Beth Scheanl oder auch die jüdischen Katakomben in Rom mit ihren prächtigen Wandmalereien. Friedhöfe, so wie wir sie heute kennen, wurden im Mittelalter gebräuchlich. Alle Begräbnisarten und formen waren und sind auf das Ruhen der Verstorbenen auf ewige Zeiten und bis zur Wiederbelebung der Toten ausgerichtet. Jüdische Friedhöfe Gräber bestehen auf ewige Zeiten, werden niemals eingeebnet oder aufgelassen<sup>1</sup>). Bildlich greifbar werden uns jüdische Friedhöfe erstmals in illuminierten spanischen Handschriften aus dem 16. Jahrhundert. Berühmt und aufschlußreich sind aber vor allem Kupferstiche aus dem 18. Jahrhundert und die Wandgemälde der Prager Chewra Kaddischa aus dem 19. Jahrhundert.

## FRIEDHOFSANLAGE UND AUSRICHTUNG DER GRÄBER

Es gibt keine halachische Bestimmung über die Ausrichtung der Gräber in OstWest oder NordSüdRichtung oder gar mit den Füßen zum Friedhofsausgang hin. Tatsache ist jedoch, dass je nach Ortsbrauch eine dieser Varianten gewählt wird oder wurde. In manchen Orten und nach entsprechend unterschiedlichen Observanzen werden Gelehrte, Männer, Frauen, unverheiratete Mädchen und Kinder nicht nebeneinander, sondern in einzelnen Quartieren bestattet. Einen Bösen begräbt man gewöhnlich nicht neben einem Guten, einen außergewöhnlich Frommen nicht neben einem mittelmäßig Gerechten und auch nicht zwei Personen, die einander nicht mochten, nebeneinander, da man annimmt, dass sie im Tode keine Ruhe nebeneinander haben (vergleiche Talmud: Sanhedrin 47a). In der Neuzeit begann man damit, die Toten unterschiedslos in der Reihenfolge ihrer Sterbedaten zu bestatten.

Es ist mehr als nur Sitte oder Brauch, jeweils nur einen Toten pro Grabstelle beizusetzen. Sofern ein Friedhof in früheren Zeiten belegt war und kein Areal zum Neuankauf erwerbbar war, schüttete man den Friedhof auf und brachte die bereits vorhandenen Grabsteine auf das neue Niveau. Vom alten jüdischen

Friedhof in Prag ist dokumentiert, dass es bis zu 13 Erdaufschüttungen gegeben hat. Jede Grabstelle darf nur einmal belegt werden. Umbettungen und Überführungen es sei denn nach Israel, so wie etwa die Gebeine Josefs (Bibel, Tanakh: Genesis 50,25) sind unüblich und gelten als Störung der Totenruhe. Cohanim und ihre Familien werden möglichst nahe am Friedhofseingang und in einer breiten Allee, die das Betreten eines Friedhofs ohne Verunreinigung erlaubt, beigesetzt. Am Friedhofsausgang jüdischer Friedhöfe gibt es immer eine Gelegenheit zum Händewaschen. Durch das Waschen der Hände trennt man das Unreine vom Reinen.

## GRABSTEIN UND SYMBOL

Im Buch Genesis (Bibel, Tanakh: Genesis 35,20) ist erstmals die Errichtung eines Gedenksteins für Rahel erwähnt, die bei der Geburt ihres Sohnes Benjamin gestorben war. **Während bei den sephardischen Juden die Grabsteine auf den Gräbern**

**liegen, stehen sie bei den Aschkenasim aufrecht und zumeist am Kopfende. Grabsteine gab es in den vergangenen Jahrhunderten nicht nur aus Stein, sondern auch aus Holz oder Gußeisen.**

**Im Frühmittelalter waren jüdische Grabsteine schlicht und mit einfachen Epitaphien versehen.** Allgemein wird jener von der 1460 in Speyer gestorbenen und begrabenen Blümele Bat Ya"acov als der erste mit einem Ornament versehene aschkenasische Grabstein angegeben.

Nach unterschiedlichem Ortsbrauch und gegebener Bodenqualität **erfolgt die Steinsetzung mit einer kleinen liturgischen Zeremonie am Grab entweder nach drei, elf oder zwölf Monaten beziehungsweise zu einem individuell gesetzten Datum. Dies ist auch der Zeitpunkt, an dem die nächsten Angehörigen den Friedhof erstmals nach der Beisetzung wieder betreten.** Ohne Anspruch auf Vollständigkeit werden in den folgenden stichwortartigen Ausführungen Symbole vorgestellt, die sich auf aschkenasische Grabsteinen finden.

Gräber von Cohanim (Priester, Nachfahren Aarons, vergleiche Bibel, Tanakh: Exodus 28, 1 ) werden durch die zum Birkat Cohanim (Aaronitischer Segen, Priestersegen; Bibel, Tanakh: Numeri 6,24-26) gespreizten Hände bezeichnet. Cohanim

tragen bis heute Nachnamen wie Cohen, Cohn, Kahn (auch Schiff), Katz (zusammengezogen aus Cohen zedeq: „gerechter Priester“) oder Kornfeld, aber auch untypische Nachnamen.

Kanne und Krug mit oder ohne Wasch beziehungsweise Auffangbecken in verschiedensten Variationen bezeichnen die Gräber von Lewiim als Erinnerung an ihre Funktion zu Zeiten des Bestehens des Tempels, dem Cohanim vor der Darbringung der Opfer und vor dem Sprechen des Birkat Cohanim die Hände zu übergießen (vergleiche Bibel, Tanakh: Numeri 1,48-53; 3,5 ff).

Die Grabsteine der „Kinder Israels“ können den Löwen als Zeichen des Stammes Jehudah und als allgemeine Bezeichnung, besonders im 19. Jahrhundert, den Davidstern tragen oder in die folgenden Kategorien fallen.

huda Löw in Prag zu nennen, der einen Löwen gleich im dreifachen Sinn trägt (Vorname, Nachname und Löwe als Eigenschaftssymbol eines großen Gelehrten). Zwi, Hirsch, Hersch werden durch einen Hirsch illustriert.

Nachnamen wie Levi, Levy, Lewi, Weyl (umgestellte Buchstaben aus Levy), aber auch untypische Nachnamen verstehen sich hier von selbst. Die Funktion der Leviten ist mit der Aufgabe der Ministranten im christlichen Gottesdienst zu vergleichen.

## **NAMENSSYMBOL**

Es gibt Symbole auf Grabsteinen, die sich von Vornamen herleiten: So trägt der Stein der schon erwähnten Blümele Bat Ya'acov ein Blümchen oder eine Rosette. Mädchen mit Namen Rose und Rösl erhalten als Symbole auf ihren Grabsteinen eine Rose. Vornamen wie Ari oder Jehuda sind oftmals Anlaß gewesen, einen Löwen anzubringen. Hier ist der Stein des Rabbi Je

In diesem Sinn zeigen Ze'ev oder Wolf einen Wolf und Dov, Bär, Beer einen Bären (vergleiche den Stein des Issachar Beer Teller, geboren 1607 in Prag, auf

dem der abgebildete Bär zudem eine Pinzette als Zeichen des medizinischen Berufs in den Tatzen hält.

Namensschwwestern von Miriam, der Schwester Mose, haben auf ihren Steinen oftmals eine Pauke oder ein anderes Musikinstrument (vergleiche Bibel, Tanakh: Exodus 15,20. Eine Darstellung von Adam und Eva zeigt der Stein einer Chawa (Eva) in Prag aus dem Jahr 1667. Interessant ist auch die Darstellung zu den

Namen Rebecca und Rahel: Sowohl Rebecca als auch Rahel werden in Anlehnung an das Buch Genesis (Bibel, Tanakh: Genesis 24) mit einem Brunnen mit verlassener Viehherde (Rinder, Schafe oder Kamele, deren Anzahl in manchen Fällen den nunmehr mutterlosen Kindern entspricht), dargestellt (Bibel, Tanakh: Genesis 29). Der Name David kann durch einen Davidstern gekennzeichnet werden (vergleiche den berühmten Grabstein des David Gans in Prag von 1613, dessen Nachname zudem durch das Anbringen einer Gans illustriert ist). Auf sephardischen Grabsteinen (unter anderem in Ouderkerk in den Niederlanden) kann man einen musizierenden König David oder auch Musikinstrumente vorfinden.

Der Name Jona bedeutet im Hebräischen Taube, solche Steine zeigen oftmals eine Taube. Diese

Beispiele sollen dem interessierten Leser nur einen Einblick geben und lassen sich beliebig fortsetzen.

Ganz in diesem Sinne verhält es sich mit Nachnamen, die sich von Vornamen herleiten. So illustriert oft ein Löwe Familiennamen wie Löw, Löwy, Loeb, Loebe oder Löwenhaupt.

Ein Lamm steht für die Familien Lamm oder Lämmel(e), ein Hirsch für die Familien Hirsch und Hersch, ein Wolf für Familie Wolf(f) und ein Bär für die Familien Bar, Baer oder Beer.

Eine andere Kategorie sind Symbole, die sich aus den Vornamen herleiten und später im Wappen einzelner Familien Verwendung finden. Aus diesem Grund finden sich im Wappen der Familie Auerbach ein Wolf oder manchmal auch ein Hirsch. Die Familie Theonim zeigt ein Lamm. Ab dem frühen 19. Jahrhundert wurden auf jüdischen Grabsteinen auch Wappen angebracht, wie zum Beispiel jenes der Familie Wertheimer.

17

Es gibt darüberhinaus auch Symbole, die die Nachnamen illustrieren: So fällt bei den Familien Brill, Brillin und ihren Nachfahren eine angebrachte Brille auf.

Grabsteine der Familien Karpeles, Kerpeles oder Kar plis können einen schönen Karpfen zeigen (mit großen Flossen und stark ausgeprägten Schuppen als Kennzeichen eines koscheren Fisches). Ebenso verhält es sich mit der Familie F schl.

Stein der Familie Kröndl auf dem Seegassenfriedhof im 9. Wiener Gemeindebezirk wies ein Krönchen auf. Die Familie Vogel schließlich hat in manchen Fällen ihren Nachnamen auf dem Grabstein durch einen Vogel ausgedrückt.

Grabsteine der Familien Schiff und Kahn (was wieder auf Cohen hinweist) zeigten unter Umständen ein Schiff, die Familie Segel ein Segelschiff. Einen Raben tragen gelegentlich Steine der Familie Rapaport. Ein „Einhorn“ zeigen fallweise Steine in Kolin, in der Nähe von Prag, gibt es einen Stein der Familie Maisl, auf dem ein Mäuschen abgebildet ist. Der bedauerlicherweise nicht mehr vorhandene Stein der Familie Rom (vergleiche hierzu auch Bibel, Tanakh: Numeri 23,22; Psalmen 92,11), einen Rindskopf die der Familie Ku(h). Familie Iltis symbolisiert sich natürlich mit einem Iltis, eine Familie Hut, im Russischen „Gut“ ausgesprochen, zeigt einen Hut.

Dass der Familie Herz symbolisch ein Herz nahelag, dient als letztes rein exemplarisch gemeintes Beispiel.

Besonders im Frankfurter Raum und in Süddeutschland ist die Kategorie der NachnamenSymbole, die von Hausschildern abgeleitet sind, für Darstellungen auf jüdischen Grabsteinen von

Bedeutung. Auf dem Stein eines Mitglieds einer Familie Drach kann ein Drache nachgewiesen werden, auf dem eines Mitglieds der Familie Schuh ein Schuh.

In diesem Sinne ist eine Weintraube für Familie Weintraub zu nennen, ein Schwan für Familie Schwan und ein schwarzer, negroider Kopf für die Frankfurter Familie Schwarzkopf\_  
Besonders im Frankfurter Raum finden sich auf jüdischen Grab

steinen als Varianten auch Symbole, die von Hausschildern herrühren und sozusagen die „Adresse“ der Verstorbenen symbolisieren, aber ohne jeden Namensbezug sind. Hausschilder, wie sie heute etwa als Namen von Gasthäusern bekannt sind, waren in einer Zeit wichtig, als das System von Straßen und Hausnummern noch nicht ausgeprägt war. Auf jüdischen Grabsteinen kann man daher folgende Anbringungen, manchmal sogar mit Inschriften in Jiddisch, finden:

## **BERUFSSYMBOLS UND TIERREISZEICHEN**

Berufssymbole werden in profane und religiöse Symbole unterschieden. Die Schere versinnbildlicht beispielsweise den Schneiderberuf (vergleiche Chajjat Sofer in Prag), der Askulapstab (meist quergelegte oder auch der Löwe verweisen auf einen Arzt.

Auf dem Wahringer Friedhof im 18. Wiener Gemeindebezirk weist eine Seeoffiziersmütze auf einen Weltumsegler hin. Gewürzmühle oder Mörser gelten für den Apothekerberuf, Ketten für den Goldschmied, zerbrochene Paletten mit abgebrochenen Pinseln für einen Maler (belegt in Ungarn um 1920, Musikinstrumente für Musiker sowie Taktstöcke für Dirigenten und Komponisten. Ein Motorrad zeigt der Stein des professionellen Motorradfahrers Hans Grünwald (gestorben 1927) auf dem jüdischen Friedhof in WienFloridsdorf. Ein bei Tor IV auf dem Wiener Zentralfriedhof begrabener Fabriksbesitzer hat auf seinem Stein ein Metallrelief, das sein Fabriksareal zeigt. Nur am Rande dazugehörig, aber nicht unerwähnt bleiben soll das Freimaurerabzeichen, das sich häufig auf Gräbern bei Tor I auf dem Wiener Zentralfriedhof findet.

für den Schatzmeister der Gemeinde sowie ein Rind für einen Schochet (belegt im 17. Jahrhundert in Prag) und eine Feder, manchmal auch mit einem Tintenfaß, für einen Sofer angezeigt. In Prag findet sich die Darstellung einer Frauengestalt mit Spindel auf dem Stein der Zizitmacherin Hindel, der Gattin des Hirtz Leitmeritz, aus dem Jahr 1612.

Religiöse Berufe werden durch ein Mohelmesser für einen Mohel, ein Schofar für einen Schofarbläser, eine Spendenbüchse

Auch Tierkreiszeichen finden sich auf jüdischen Grabsteinen. Sie sind weder durch Todes noch Geburtsdatum erklärbar und sind auch heute eine wissenschaftlich noch immer ungelöste Frage. Waage, Krebs, Eimer (anstelle des im christlichen Umfeld üblichen Wassermannes für den Monat Schewat), Skorpion (gleichzeitig Wappentier der Familie Oppenheimer) und Zwillinge (manchmal auch für Familie Theonim) sind hierbei am gebräuchlichsten.

Ungeklärt ist auch noch die Funktion einköpfiger und doppelköpfiger heraldischer Adler.

Handelte es sich hier um den Ausdruck politischer Vorlieben? (vergleiche Mishna: „Sprüche der Väter“, Pirke Awoth IV,20: „Sei mutig wie ein Leopard, rasch wie ein Adler, flink wie ein

Hirsch und stark wie ein Löwe, den Willen deines Vaters im Himmel zu erfüllen.“)

## **ATTRIBUTIVE SYMBOLE**

interessant sind die vielfältigen Eigenschaftssymbole, wobei zwischen Männern und Frauen unterschieden werden muss.

Männer: Ausdruck von Gelehrsamkeit sind Bücher, deren Anzahl (1, 3, 5, 6 und 13 Stück sind möglich) verschieden sein und gewisse Auskünfte über Vorlieben geben kann, sowie geöffnete Bücherschränke.

Ebenso eindeutig ist ein auf Steinen angebrachter geöffneter Aron Kodesch mit ein oder zwei Torarollen. Ein Eichhörnchen so

wohl mit als auch ohne Nuß oder eine Eule künden ebenfalls von Gelehrsamkeit.

Eine angebrachte „Schul“ oder Synagoge zeugen von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Genauso eindeutig ist die Spendenbüchse für Wohltätigkeit. Eine Krone ist im Sinne von Pirke Awoth zu verstehen: „Es gibt drei Kronen, die Krone der Tora, die Krone der Priesterwürde und die Königskrone, aber die Krone des guten Namens überragt sie alle.“ (Mishna: „Sprüche der Väter“, Pirke Awoth IV, 17)

Palme und Zeder, die höher als alle anderen Bäume Israels wachsen, werden als Symbole auf Grabsteinen von Gelehrten angebracht. Wie auch Palme und Zeder nur sehr langsam wachsen, ist auch der Verlust eines Gelehrten nicht rasch zu ersetzen. (Die Grundlage dieser Vorstellung findet sich auch in: Bibel, Tanakh: Psalmen 92,13). Ein Baum ist allgemein auch als Zeichen der Toraliebe und als „Ez Chajim“ (Lebensbaum) zu verstehen (vergleiche Bibel, Tanakh: Genesis 2,9).

Ein abgebrochener Baum (manchmal sogar als Rundplastik), eine Hand aus dem Himmelssegment, die sich anschickt, einen Baum, eventuell sogar mit reifen Früchten, zu knicken oder

mit einer Axt zu fällen, oder auch die oftmals der Antike nachempfundene abgebrochene Säule sind Zeichen eines „inmitten des Lebens“ Verstorbenen. Interessant ist die Entwicklung eines Motivs, dessen eigentliche Bedeutung im 19. Jahrhundert in Vergessenheit geriet. So erscheint eine symmetrisch gespaltene Krone, in deren auseinanderklaffenden Spalt etwa ein Adler angebracht wird. Der Lebensbaum mit einseitig umgeschlagener Krone steht plötzlich sogar in einem Blumentopf.

Aus der Krone des symmetrisch gespaltene Lebensbaumes entwickeln sich Blümchen, und anstelle des Adlers wird ein anderes Blümchen angebracht, sodass schließlich ein Pflanzenornament jenseits der ursprünglichen Bedeutung entstanden ist.

Frauen: Abgeknickte, verlöschende oder noch brennende Kerzen in verschiedener Zahl (1,2,3,5,7 Stück sind möglich), bei Arthur Levy (Jüdische Grabmalkunst in Osteuropa, Berlin 1923) ist sogar eine Petroleumlampe belegt, sind Zeichen einer guten Hausfrau, die allsabbatlich die Sabbatkerzen anzündete. Belegt ist bei Arthur Levy auch das Motiv von zwei Frauenhänden im Segnungsgestus. Ein fütternder Storch oder Pelikan (in der jüdischen Ikonographie seit dem Mittelalter mehr adlerähnlich aussehend) sind Zeichen der guten, sich aufopfernden Mutter. Der Anzahl der Waisen entspricht die Anzahl der abgebildeten kleinen Vögelchen. Schnäbelnde Tauben oder zwei einander zugewandte Vögel sind Zeichen innigen Familienlebens. Grabsteine von Kindern und unverheiratet verstorbenen Mäd

chen zeigen abgebrochene oder geknickte Blümchen sowie kleine abgebrochene Säulen. Sie sind Zeichen für ein zu früh verstorbenes Kind. Vögelchen, die einen Zweig im Schnabel tragen, symbolisieren ein junges Leben, dem die Früchte des Lebens versagt blieben. Auf den Grabsteinen unverheiratet verstorbenen Mädchen finden sich oftmals auch Darstellungen von Mädchen, die Kränze tragen.

## LEBENSALTER UND TODESDATEN

Neben den genannten Symbolquellen gibt es auf aschkenasischen Grabsteinen auch

Lebensalterdarstellungen. Auf dem alten Prager jüdischen Friedhof finden sich beispielsweise Mädchen und Knabendarstellungen, Abbildungen erwachsener Frauen sowie eine Greisengesichtsdarstellung. Es gibt auch Symbole, die auf den Zeitpunkt des Todesintritts schließen lassen. Gelegentlich finden sich Zifferblätter mit Uhrzeitangaben. Besonders interessant ist eine bei Arthur Levy belegte Darstellung einer PessachHaggada und eines ChomezLöffels für einen Hausvater, . der beim Suchen des Gesäuerten verstorben ist. Sabbatkerzen auf einem Männergrab, ebenfalls bei Arthur Levy belegt, zeigen das Ableben am ErevSabbat. Ferner gibt es auch Darstellungen, die die Todesart illustrieren. Beispielsweise zeigt der Stein der Fögele Auerbach in Prag von 1628 das Pferd, welches das Mädchen zu Tode getreten hat. Das bereits genannte Motorrad des Hans Grünwald wie auch die Darstellung eines Autos auf einem jüdischen Grabstein in der ehemaligen Sowjetunion gehören ebenfalls in diese Kategorie.

Darstellungen, die den Tod personifizieren oder illustrieren, sind beispielsweise ein Pfeil, der gerade ein Tier trifft, ein Adler mit einem geknickten Baum oder ein Vogel, der mit seinen Fängen brennende Kerzen auslöscht. Ein Vogel, der im Begriff ist, im Sinne der Seelenvogelvorstellung gegen den Himmel zu fliegen, ein Löwe, anderes Getier oder eine Hand, die aus einem Himmelssegment herausragt und im Begriff ist, einen Baum zu fällen, sowie

ein Schiff mit geknicktem Mast (in Anlehnung an Bibel, Tanakh: Klagelieder 2,5 und im Hinblick auf das Wort Klage, Schiff) sind ebenfalls zu dieser Gruppe der Todesdarstellungen zu zählen.

Ab dem 19. Jahrhundert finden sich auch Schlafmohndarstellungen. Darstellungen von Verstorbenen und Hinterbliebenen haben sich nicht durchgesetzt, waren jedoch im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in manchen Gemeinden gängig. Das Anbringen von Photographien, Reliefs oder gar Rundplastiken von Verstorbenen auf Grabsteinen entstand durch den Einfluß der christlichen Umgebung.

Ein Beispiel für die Umgehung der figürlichen Abbildung ist die Darstellung eines unter einem Erdhügel auf dem Rücken liegenden Vögelchens (vergleiche hier auch Vladimir Sadek: Grabsteine mit Figuralmotiven auf dem Alten Jüdischen Friedhof in Prag: Judaica Bohemia XIV, 2/1978, 78).

Hinterbliebene Kinder werden oft als Vögelchen dargestellt, die einen Baum oder Zweig umfliegen oder im Nest eines Pelikans sitzen (vergleiche Midrasch, Pesikta 49a, wo Waisenkinder als Vögelchen beziehungsweise Täubchen bezeichnet werden) oder aber auch sofern die Mutter Rebecca oder Rahel hieß — als Rinder, Schaf, oder Kamelherde vor einem verlassenen Brunnen, aus dem ihnen niemand Wasser schöpft. Die Anzahl der dargestellten Tierkinder entspricht der Anzahl der nun auf der Erde hilflos von ihrer Mutter zurückgelassenen Waisen.

Ein entlaubter Zweig ist ein Zeichen dafür, dass mit dem Verstorbenen der ganze Familienzweig ausgestorben ist.

An eschatologischen Symbolen sind Leviathan, Greif, Dreifisch, Schofar oder Menora zu nennen.

## NICHTJÜDISCHE SYMBOLE

Im 19. Jahrhundert gelangten folgende Symbole über das Christentum ins Judentum: erloschene oder gerade im Erlöschen begriffene, manchmal nach unten gerichtete Fackeln, als Ornament gedachte(s) Eichenlaub(zweige), Trauerweiden, Schmetterlinge als Zeichen der Flüchtigkeit des Lebens, ein geflügeltes Stundenglas, ein Herz (in romantischer Bedeutung) oder die Ewigkeits

schlange. Amüsant und sogar einleuchtend scheint die Theorie, dass die Ewigkeitsschlange so durchschlagend auf jüdischen Steinen heimisch geworden sei, da sie einen „dünn gewordenen Leviathan“ repräsentiere.

sephardischen Grabsteinen in Nordafrika „Pfeil und Bogen“ angebracht wurden, um zu symbolisieren, dass der Tote wie ein Pfeil ins Paradies fliegt. Das geflügelte Stundenglas, eine Urne mit Tuch, eine Friedenstaube, die gebrochene Rose und überhaupt alles Zerbrochene, Zersplitterte, Zerstörte als Symbole der Sterblichkeit entsprechen dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Darstellung, bei der ein Pfeil durch eine Ewigkeitsschlange fliegt. Dies ist deutbar, wenn man weiß, dass auf

## STEINE AUF DEN GRÄBERN

Auf traditionell geführten jüdischen Friedhöfen oder Friedhofsteilen finden sich keine Blumen oder Blumenbepflanzungen. Vielmehr legt man beim Besuch der Gräber Steinchen oder auch einige Grashalme auf das Grab beziehungsweise in ein Gefäß davor, und zwar als

~

q überkommene Sitte aus jener Zeit, als die Kinder Israels durch die Wüste zogen und ihre Toten durch Steinaufhäufungen auf den Gräbern vor wilden Tieren zu schützen versuchten. Jeder, der an einem solchen Grab vorbeikam, legte zum Graberhalt einen weiteren Stein auf das Grab;

q Brauch aus einer Zeit, in der das Aufstellen von Grabsteinen noch nicht Sitte war und die Gräber von Verwandten mit Steinen gekennzeichnet wurden;

q Zeichen des symbolischen Weiterbauens am Lebenswerk des Toten;

q symbolische Erhöhung des Grabmals des Toten;

q Ausdruck des Gottvertrauens und der Hoffnung auf die Wiederbelebung der Toten im Sinne jener „Merkursteine“, die man in der Antike an die Hermessäulen warf oder legte, um dem Gott der Fruchtbarkeit Verehrung zu bezeugen;

q symbolische Geste zur Illustration von „Erde zu Erde, Staub zu Staub“;

q Erfüllung jenes überall bekannten, aber nicht lokalisierbaren Wortes „Blumen für die Lebenden, Steinchen für die Toten“. Ein Steinchen auf das Grab gelegt, erweist dem Toten Verehrung und verleiht dem Schmerz Ausdruck.

Zu diesem Brauch des SteineLegens soll es mehr als 40 Erklärungen geben. Bis in unser Jahrhundert hinein ist beispielsweise bei den Muslimen bezeugt, dass man im Vorbeigehen oder Vorbeireiten Steine auf Gräber von Verbrechern und Häretikern warf.

### Anmerkungen

) Vergleiche zu diesem Abschnitt tendenzjüdische Siedlungszentren, Ewigkeit (Bibel, Tanakh: Ecclesiastes auch Bibel, Tanakh: 1. Buch Samuel die heute wichtige archäologische 12,5), Beth Moed le kol Chai

25, 1; Genesis 35,8; Josua 24,32; 2. Ausgrabungsstätten sind. Haus für alles Lebende (Bibel,

Buch der Könige 23,6; Jesaja 22, 1 6. ) Im Hebräischen gibt es für „Friedhof“ Tanakh: Hiob 30,23), den euphemisierten

) Beth Schemesch (südwestlich von verschiedenen Begriffen: Beth hakwa stischen Begriff Beth Chajim Haus

Jerusalem) und Beth Schean (in der roth Haus der Gräber (Bibel, der Lebenden oder auch in der je Jordanniederung, südwestlich vom Tanakh: Nehemia 2,3; Mishna: San weiligen Ausprägung des Jiddi See Genezareth) waren bedeu hedrin VI,3), Beth Olam Haus der schen: der „gute Ort“.

## Die katholische Kirche und die Juden

### VERKNÜPFT DURCH BRUDERBANDE

#### Franz König

Es war ein Papst der katholischen Kirche, Johannes XXIII. (gestorben 1963), der das Tor zum gegenseitigen Verständnis und Dialog zwischen Juden und Chri

sten weit geöffnet hat. Es war nicht in erster Linie das lange Gespräch mit dem französischen Historiker Jules Isaac im Sommer 1960, sondern vielmehr die Begegnung mit einer Gruppe amerikanischer Juden im Oktober des gleichen Jahres, die die Absichten des Papstes vor Beginn des Vatikanischen Konzils deutlich machte. Die amerikanischen Juden hatten dem Papst für sein Bemühen um die Rettung von Juden in der Zeit der Verfolgung durch Hitler gedankt, nicht zuletzt auch für die Hilfe, die er als Apostolischer Delegat in der Türkei vielen Juden angedeihen ließ, um sie so dem Zugriff ihrer Würger zu entreißen.

Die Art der Begrüßung dieser Besucher durch den Heiligen Vater ist in die Geschichte eingegangen, denn er sagte: „Ich bin Joseph, Euer Bruder.“ Diese aus der Geschichte des ägyptischen Josephs entnommene Grußformel deutete bereits darauf hin, dass er, der Papst, die alte Entzweiung zwischen Juden und Christen beenden wollte. In einem weiteren Gespräch meinte er, dass zwar der Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament von großer Wichtigkeit sei, nicht aber die brüderlichen Bande tilge, die durch die gemeinsame Herkunft von Juden und Christen entstanden seien. „Wir sind ja Kinder desselben himmlischen Vaters“,

meinte der Papst, „und zwischen allen muss stets der Liebe Licht und Werk leuchten.“

Ebenfalls 1960, also zwei Jahre vor Konzilsbeginn, erreichten den Papst zahlreiche Bitten, das Verhältnis von Juden und Christen neu überdenken zu wollen. Von besonderem Gewicht war ein Votum des römischen Bibelinstitutes. Darin wurde die Bitte ausgesprochen, das angekündigte Konzil möge unter anderem auch das Problem des Volkes Israel behandeln. Mit Nachdruck wurde in diesem Votum zum Ausdruck gebracht, dass nie die Behauptung ausgesprochen werden dürfe, das jüdische Volk als solches sei verworfen. Der Hinweis auf die bekannte Stelle im Römerbrief (vergleiche

Neues Testament: Brief an die Römer 11,15 bzw. 11,20) mit dem Bild vom Ölbaum sei hinreichend deutlich.

Seit der Verabschiedung des aufsehenerregenden Dokumentes „Über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ durch das II. Vatikanische Konzil, besonders mit dem vierten Kapitel über das Verhältnis von Juden und Christen, findet der Dialog zwischen Juden und katholischer Kirche vielleicht nicht mehr jenes Interesse wie zur Zeit des Konzils selbst. Das bleibend Positive seit dieser Zeit aber sehe ich nicht nur im Abbau des viele Jahrhunderte alten gegenseitigen Mißtrauens, in der Verurteilung des Antisemitismus und in der Ersetzung des Mönologs durch einen Dialog. Ich sehe es noch viel mehr in der für Christen, besonders für die katholische Christenheit, vertieften und teil

weise neu bewußtgemachten Erkenntnis, dass die Wurzeln des Christentums in die geistige und geistliche Welt der Patriarchen, des Mose und der Propheten zurückreichen. Solche Hinweise auf die gemeinsamen Wurzeln lassen uns einerseits das Judentum in seiner Identität besser verstehen und helfen uns andererseits, die etwas verschüttete Dimension unseres eigenen Glaubens besser aufzuschließen.

Dabei handelt es sich gewiß nicht um eine neue Interpretation des gemeinsamen geistigen Erbes. Es ist vielmehr die Feststellung, dass Juden und Christen zum ersten Mal in der Geschichte zueinander finden, um in einer Zeit des radikalen Umbruchs die jeweils eigene religiöse und geschichtliche Berufung zu erkennen. Damit ist in unserer pluralistischen Gesellschaft ein neues Zeichen der Hoffnung aufgerichtet. Damit tritt eine neue geistige Kraft in Erscheinung, um allen jenen Mut zu geben, die verunsichert und verängstigt sind in dieser Welt des Terrors, der politischen Spannungen mit immer wieder auftauchenden potentiellen Kriegsgefahren, in einer Welt der Ungerechtigkeit und der Friedlosigkeit. Sich also mit den Wurzeln des gemeinsamen geistlichen Erbes zu befassen bedeutet für die gläubigen Vertreter der Juden und der Christen in einer pluralistischen Gesellschaft nach

meiner Ansicht viel mehr, als wir allgemein meinen oder glauben.

#### **GEMEINSAME WURZELN UND GEISTLICHE VERBUNDENHEIT**

Vor einem solchen Hintergrund der heutigen Situation will ich versuchen, die gemeinsamen Wur

zeln unserer Religion in einen größeren Zusammenhang hineinzustellen. Es soll nicht meine Aufgabe sein, hier zu wiederholen, was in der Nummer 4 von „Nostra aetate“ des II. Vatikanums, das sich mit dem Verhältnis der Christen zu den Juden befaßt, gesagt wurde. Jener kurze, aber bedeutsame Text ist von vielen Kommentatoren erklärt, ergänzt und von Bischofskonferenzen interpretiert worden. Ich möchte hier neben der Österreichischen Bischofskonferenz die schönen Texte der Deutschen Bischofskonferenz und vor allem auch die Erklärung der französischen Bischöfe vom April 1973 erwähnen.

Besonders anführen möchte ich hier die „extraordinary contributions“ — als solche vom bekannten amerikanischen Rabbi Klenicky bezeichnet — des derzeitigen Oberhauptes der katholischen Kirche. In etwa dreißig Ansprachen hat Papst Johannes Paul II. unserem geschichtlichen Dialog

mächtige Impulse gegeben. Ich weise dazu auf seinen Besuch in der Synagoge von Rom hin, der weltweit besonderes Aufsehen erregt hat. Solche und ähnliche Anlässe wurden zum Anstoß für eine wiederholte Besinnung der katholischen Christenheit auf ihr „eigenes Geheimnis“: auf die geistliche Verbundenheit der Christen mit dem Stamme Abrahams als „seine geistlichen Söhne“, die Einwurzelung des christlichen Glaubens in der Zeit der Patriarchen und Propheten. Das alles sind nicht zuletzt wichtige theologische Erklärungen für das christliche Selbstverständnis, für christliche Identität. Damit werden Antijudaismus und Antisemitismus mit allen furchtbaren Konsequenzen und eine Zuweisung der Kollektivschuld der Juden am Kreuz

zestod Christi nicht nur aus humanitären Gründen abgelehnt, sondern aus zeitgeschichtlichen und religiösen Motiven anders gedeutet und begründet. Wenn wir von den gemeinsamen Wurzeln sprechen, die Juden und Christen verbinden, so müssen wir mehr als bisher den Monotheismus, den Eingottglauben, berücksichtigen. Nach einem Bericht im Neuen Testament beim Evangelisten Markus wurde Jesus gefragt, welches Gebot von allen das erste und wichtigste sei (vergleiche Neues Testament: Die gute Nachricht nach Markus 12,29. In seiner Antwort wiederholte er schlicht und einfach den Satz aus dem Deuteronomium: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott lieben, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft“ (Altes Testament: Deuteronomium 6,4). Das ist ein Beweis dafür, dass die jungen Christengemeinden nach der Lehre Christi die Gottesvorstellung, das Gottesbild des Alten Testaments, übernommen haben. Evangelische Reformatoren, ich verweise auf den Kirchenhistoriker Adolf von Harnack, meinten so wie der Irrlehrer Markion im 2. Jahrhundert das Alte Testament ablehnen zu müssen. Dies ist ein Beispiel für jene zeitbedingten Versuche, antijudaistischen und antisemitischen Äußerungen in der Bibelwissenschaft Zugang zu gewähren. So hat der 1922 verstorbene Orientalist Friedrich Delitzsch, der den Babel-Bibel-Streit ausgelöst und den Panbabylonismus begründet hatte, einfach behauptet: „Das vielgehörte und sentimentale Wort, dass das Judentum das Heil der Welt hervorgebracht hat, sollte für immer dem geschichtlich weit

weniger zweifelhaften Wort weichen, dass das Judentum das Heil der Welt getötet habe.“

Solche Verirrungen von Vertretern der alttestamentlichen Bibelwissenschaft erhielten durch Dietrich Bonhoeffer den Todesstoß. Heute wird das Alte Testament wie in den ersten christlichen Jahrhunderten als ein gleichwertiger Teil der ganzen Heiligen Schrift angenommen und nicht mehr, wie um die Jahrhundertwende, als religionsgeschichtliches Quellenbuch aus dem Kontext der heiligen Schriften herausgenommen. Gerade der beiden Religionen gemeinsame Monotheismus unterstreicht die Auserwählung des israelitischen Volkes. Denn es war Aufgabe dieses Volkes, inmitten der Völker mit polytheistischen oder dualistischen Vorstellungen, der gesamten Menschheit den Glauben an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zu vermitteln.

**Der biblische Monotheismus wirkt aus der Vergangenheit in die Zukunft. Denn angesichts einer globalen Zukunft der Menschen wird die biblische Gottesvorstellung als universales und ganzheitliches Denken den Wegen der Völkerverständigung und des Friedens dienen.**

### **GEMEINSAMES GO I I ES, WELT UND MENSCHENBILD**

**Die Geschichte der Religion der Juden, der Christen und des Islam ist ein lebendiger Zeuge für die religiöse, geschichtliche Wirklichkeit des einen Gottes, der zu so vielen Generationen durch das Gesetz und die Propheten gesprochen hat. Die Re**

**ligionsgeschichte, die Geschichte der Religionen der gesamten Menschheit, bestätigt uns die Einzigartigkeit der monotheistischen Gottesvorstellung, weil sie frei ist von allen polytheistischen und dualistischen Verflechtungen und Mythen. In diesem Zusammenhang ergibt es sich, dass die Fürsorge des einen Gottes, wie auch aus jüdischer Sicht, Lebende und Tote umfaßt. In diesem Sinn faßt die zweite „Beracha“ (Segensspruch, Lobpreisung) des „Achtzehngebetes“ (wichtiges und bedeutendes Bittgebet, das aus 18 Gesetzen besteht) den alten jüdischen Glauben an die Auferstehung der Toten in preisender Form zusammen und weist damit in die Richtung von Transzendenz: Der Text stammt aus der Zeit zwischen 90 und 1 00 nach Christus. Der inhaltliche Kern aber reicht in die vorchristliche Zeit zurück. Die babylonische Fassung dieser zweiten Beracha des Achtzehngebetes — es wird auch bei Beerdigungen gebetetlautet:**

**„Du bist auf ewig stark, Ewiger, der die Toten belebt.**

**Du bist mächtig zur Hilfe.**

**Du läßt den Wind wehen und den Regen fallen.**

**Du sorgst für die Lebenden in Huld und belebst die Toten in großem Erbarmen.**

**Du heilst Kranke und hilfst Schwachen. Du stützeest Fallende und befreiest Gefangene.**

**Du bewahrst deine Treue den im Staube Schlafenden.**

**Wer ist wie du, mit Stärke begabt, wer ist dir gleich?**

**Du verursachest, dass die Menschen sterben und lebendig werden.**

**Du läßt Rettung sprießen.**

**Du bist zuverlässig, Tote zu beleben.**

**Gepriesen seist du, Ewiger, der die Toten belebt.“**

**Das durch den Gottesglauben der Bibel begründete Welt und Menschenbild wurzelt bereits in den Propheten, wie es zum Beispiel Jesaia uns schildert:**

**„Wer bestimmt den Geist des Herrn? Wer kann sein Berater sein und ihn unterrichten? ... Wer kann ihn über die Pfade des Rechts belehren? Wer lehrt ihn das Wissen und zeigt ihm den Weg der Erkenntnis? Seht, die Völker sind wie ein Tropfen am Eimer, sie gelten soviel wie ein Stäubchen auf der Waage. Ganze Inseln wiegen nicht mehr als ein Sandkorn. ... Alle Völker sind vor Gott wie ein Nichts, vor ihm sind sie wertlos und nichtig.“ (Altes Testament: Jesaia 40, 1317)**

**„Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst ... Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, ... Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt.“ (Altes Testament: Psalmen 8,57)**

Mit einem solchen gemeinsamen Welt und Menschenbild sehen wir getrost auf Wege und Aufgaben, die in die Zukunft weisen.

## Österreicher und Juden – eine ambivalente Beziehung

Erhard Busek

Or jeden Menschen und für jedes Ereignis kommt eine Minute, eine Stunde, sinkt eine Stunde hernieder, wo er oder es historisch wird, ertönt eine bestimmte Mitternachtsglocke, von einer bestimmten Turmuhr im Dorfe her, durch die das Ereignis, bisher noch wirklich, ins Historische absinkt" (Charles Peguy, „Nos amis, ä nos abonnös“).

Seit 1988 ist das Interesse an der durch den Nationalsozialismus ausgelöschten jüdischen Kultur vehement gestiegen. Zu nennen sind zahlreiche wissenschaftliche Publikationen, der Aufbau zweier Museen zur jüdischen Geschichte in Österreich, viele lobenswerte Initiativen, die sich um die Aufbereitung der jüdischen Geschichte und die Pflege jüdischen Kulturguts bemüht haben. Das Jahr 1988, von dem jeder gemeint hat, dass es in seiner Oberflächlichkeit und Ostentativität ohne Folgen bleiben würde, hat die Öffentlichkeit sensibilisiert. Meinungsmacher und Entscheidungsträger haben sich durch ihre damals vielleicht nicht immer ernst gemeinten Erklärungen an einen Kurs gebunden, von dem sie nicht mehr so leicht abzuweichen vermögen.

Zwar können wir nicht feststellen, dass der Antisemitismus zurückgegangen wäre. Jedoch ist zu beobachten, dass die sogenannte schweigende Mehrheit, der so viel an Gefährlichkeit nachgesagt wird, dem Thema nicht mehr so indifferent und

ahnungslos gegenübersteht, wie das vor 1988 der Fall war.

Aber noch eine andere Entwicklung hat stattgefunden, die mit dieser oben angeführten einhergeht. Wer kennt sie nicht: den von „intellektueller Leidenschaft“ und Nostalgie geprägten Umgang mit „Wien um 1900“; das gefährliche Spiel mit dem Begriff der „kulturellen Identitäten“, der für manche Zungen als Kompensation für das NichtmehrVorhandensein des Wortes Rasse zu dienen scheint; die durchsichtigen und fahlen Bemühungen, hinter deren lauter, polternder Gestik das Anliegen zurückbleibt; die schwindelerregende Simplizität der edlen Gefühle, die den analytischen Blick verstellt.

Wer kennt es nicht, wenn es als chic empfunden wird, über jüdische Friedhöfe zu flanieren, jüdische Volkslieder zu beschunkeln, die versunkene Welt des Shtetl zu bewundern, ohne zu wissen, was sich hinter all dem verbirgt. Es kann sein, dass diese allseits bekannten Verhaltensmuster ein klein wenig Katalysator sein können für die Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte, sozusagen ein Transportmittel für Aufklärung. Andererseits zeitigt diese Art und Weise der Beschäftigung mit der österreichisch jüdischen Vergangenheit, die sich auch auf die Konfrontation mit der Schoa und schließlich auch auf die Zeit

genössische Begegnung mit Juden ausdehnt, Züge, die auf ein abschüssiges Gleis geraten können: Diese Art der Haltung hat den Charakter der Unterhaltung.

Kennzeichnend dafür sind der Gebrauch von Halbwahrheiten und der Einsatz von Opportunismus. Der Kompromiß steht im Vordergrund, im Verhältnis zu uns selbst und im Verhältnis zu unserer Geschichte. Wir kennen dieses österreichische Phänomen. Dies ist nicht die Erinnerung im Sinne von Wissen, sondern eine Erinnerung, die die Vergangenheit den Lebenden verfügbar macht, die, „anstatt unsere Schuld bei den Toten abzutragen, ihnen als Seelenersatz dient, ihr Gewissen einschläfert, ihre ideologischen Gewißheiten stählt und dem Zeitgeist, in seiner charakteristischen Mischung aus Zynismus und Sentimentalität, zur Unterhaltung dient“ (Alain Finkielkraut, Die Vergebliche Erinnerung). Durch die Übung solcher Formen der Vergangenheitsbewältigung könnte die Entwicklung ihren Lauf in die Richtung nehmen, dass sie nach längerer Zeit erneut in der kulturellen Reproduktion zum Volksmärchen transzendiert, wo Metaphern und Symbole, sprich Stereotypen und Vorurteile, besser aufgehoben sind als sonst irgendwo.

Die Romantisierung im Umgang mit allem, was mit dem Judentum und mit der jüdischen Geschichte zu tun hat, erlaubt es, diese Begrifflichkeiten wieder in ein romantisches Vokabular aufzunehmen und der Ideologie zugänglich zu machen. Dieser Vorgang wird in Osteuropa dadurch verstärkt, dass die Revolutionen gleichzeitig auch nationale Emanzipationsbewegungen waren. In Westeuropa geschieht Ähnliches nur eben in etwas anderer Form.

Der französische Philosoph Alain Finkielkraut bringt es in „Die Vergebliche Erinnerung“ auf den Punkt: „Ganz so als wäre nichts geschehen, als hätte keine Katastrophe unsere Epoche zu einer Epoche der Trauer gemacht, sinkt die Nacht der Idylle wieder auf uns herab.“

Dieser Vorhang der Idylle schiebt sich zwischen den Betrachter und die geschichtliche Wirklichkeit. Diese sieht so aus, dass die Geschichte der Juden in Österreich vor allem eine solche der Unterdrückung und Verfolgung einer Minderheit ist. Der Antisemitismus hat in Österreich eine lange Tradition. Für die österreichischen Geschichtsbücher gilt, dass wir lange so getan haben, als hätte es die Juden in Österreich nie gegeben. Ein Stück österreichische Geschichte wurde ausgeblendet. Österreich muss zu einem neuen Begriff seiner Geschichte kommen. Die vielen Initiativen zur Aufbereitung des jüdischen Kulturgutes sind dafür unerlässlich.

Diese Publikation des „Club Niederösterreich“ ist wichtig und verdienstvoll, weil sie auf das Thema der jüdischen Friedhöfe in Österreich aufmerksam macht. Friedhöfe, so heißt es, sind ein Spiegelbild für die Kultur eines Volkes. Betrachtet man den verkommenen Zustand jüdischer Friedhöfe mancherorts, so ist dies kein gutes Zeugnis für unsere politische Kultur seit 1945. Wir haben verdrängt und die Verantwortung für Geschehenes von uns geschoben. Die Aufbereitung des in Vergessenheit Geratenen kommt mit Verspätung, aber sie kommt doch.

Umso größer ist die Dringlichkeit und die Bedeutung dieser Publikation. Sie dient nicht nur im weiteren Sinn der Pflege der Friedhöfe, sondern ist auch von großem wissenschaftlichen Nutzen.

Denn von den Gräbern lassen sich neben den pen sonengeschichtlichen Daten auch sozialgeschichtliche Erkenntnisse ableiten. Beide zusammen ergeben wichtige Hinweise für die Stellung der Juden in einer christlich dominierten Gesellschaft.

Man kann nur allen, die an diesem Werk beteiligt sind, und allen anderen, die sich um die Aufbereitung des jüdischen Kulturgutes kümmern, großen Dank aussprechen. Ihr Beitrag ist einer, den wir bisher den Unterdrückten in unserer Geschichte schuldig geblieben sind. Es ist ein Beitrag, der „gegen das Vergessen, das Vergessen dessen, was geschehen ist, die Erinnerung mobilisiert“ (Alain Finkielkraut, Die Vergebliche Erinnerung).

## **Friedhofspflege**

### **FRIEDHOFSPFLEGE AUF BASIS PRIVATEN ENGAGEMENTS VERANTWORTUNG UND MORALISCHE PFLICHT**

#### **Erika Weinzierl**

nach der Ermordung von 65.400 und der Vertreibung von mehr als 1 12.000 österreichischen Juden leben heute in Wien nur noch rund 7.000 Juden. Sie stammen zum Teil nicht aus Österreich, viele von ihnen sind alt und daher nicht in der Lage, jüdische Friedhöfe, besonders den größten im Wiener Zentralfriedhof, zu pflegen. Eigentümer der jüdischen Friedhöfe sind die Israelitischen Kultusgemeinden, die aber auch nicht für die Pflege zu sorgen vermögen. Es ist daher moralische Pflicht der Österreicher und vor allem der Wiener, diese Aufgabe zu übernehmen. Bisher haben sich seit 1971 elf niederösterreichische Gemeinden durch einen Vertrag mit der Wiener Kultusgemeinde verpflichtet, die Betreuung ihrer jüdischen Friedhöfe zu übernehmen. Es sind dies die Gemeinden Mödling (1971), Gänserndorf (1974) und Mistelbach (1978), im Gedenkjahr 1988 haben die Gemeinden Klosterneuburg, Michelhausen, Neunkirchen, Wiener Neustadt und Zwettl, 1 989 Hollabrunn derartige Verpflichtungsverträge abgeschlossen. Aufgrund eines mündlichen Übereinkommens haben sich die Gemeinden Oberstockstall und Großenzersdorf zur Pflege ihrer jüdischen Friedhöfe bereiterklärt. Auch der Friedhof in Felixdorf wird von der Gemeinde betreut. Für 15 jüdische Friedhöfe in Niederösterreich hat bisher niemand die Obsorge übernommen.

In den schriftlichen Verträgen sind die bei der Pflege zu beachtenden jüdischen Gebote (Betretung des Friedhofes nur mit Kopfbedeckung, Einhaltung des Sabbats und der jüdischen Feiertage, Verbot des Verlassens der Wege und des Betretens oder Übersteigens von Grabstellen) und die Mindestverpflichtungen der Gemeinde enthalten:

„ 1 . Die Friedhofsanlage ist viermal jährlich zu mähen und das Mähgut abzuführen.

2. Umgefallene Grabsteine sind mit der Schrift nach oben über das Grabmal zu legen.

3. Die Friedhofsmauer ist instandzuhalten."

Im Gedenkjahr 1988 bildete sich im Rahmen des Vereins „Kultur im Alltag“ die Arbeitsgemeinschaft „Restaurierung jüdischer Friedhöfe in Niederösterreich“. Die ARGE hat sich aber nicht nur die Restaurierung der jüdischen Friedhöfe, sondern von Anfang an auch damit verbundene Forschungs und Bildungsarbeiten zum Ziel gesetzt. Im Rahmen der Aktion 8000 stellte die niederösterreichische Arbeitsmarktverwaltung Arbeitskräfte zur Verfügung. Im Frühjahr 1990 waren jedoch die dafür notwendigen Geldmittel nicht mehr vorhanden, sodass die ARGE ihre Tätigkeit einstellte. Der größte Friedhof aus genannten Gründen in den vergangenen Jahrzehnten weitgehend zu gewachsen ist der alte jüdische Teil des Wiener Zentralfriedhofes. Er umfaßt 260.000 m' mit 60.000 Gräbern. Die Kosten für eine Gesamtsanie

rung wurden von der zuständigen Magistratsabteilung auf 60 Millionen Schilling geschätzt. Obwohl die Wiener Arbeitsmarktverwaltung seit 1989 Sozialarbeiter zur Verfügung stellt, unter deren Aufsicht 10 bis 15 Langzeitarbeitslose (vor allem Jugendliche) im Rahmen der Aktion 8000 an der ökologischen Sanierung des jüdischen Friedhofes arbeiten (Projektleitung Michael Juva), und die Stadt Wien die Kultusgemeinde mit jährlich 3 Millionen Schilling zur Erhaltung der jüdischen Friedhöfe unterstützt, schien eine Gesamtsanierung unmöglich zu sein.

Die Situation hat sich allerdings seit dem 7. November 1991 schlagartig geändert. An diesem Tag hatte der Wiener Kaufmann Mag. Walter Pagler zu einer Pressekonferenz eingeladen. Legitimiert durch ein Schreiben des Amtsdirektors der Israelitischen Kultusgemeinde vom 5. November 1991 und eine positive schriftliche Stellungnahme von AltBundespräsident Rudolf Kirchschläger stellte er den von ihm gegründeten Verein „SchalomVerein zur Wiederherstellung und Erhaltung der jüdischen Friedhöfe“ vor. Ziel des Vereines, dessen Vorstand seit kurzem auch die Verfasserin dieses Artikels angehört, ist es, den gesamten jüdischen Friedhof in einer Großaktion durch Übernahme von Patenschaften für jüdische Gräber durch Einzelpersonen und/oder Berufsorganisationen, Schulen oder Vereine innerhalb von zwei bis drei Jahren zu sanieren. Erbeten sind Geld und Sachspenden, vor allem aber persönliche Arbeitsleistungen.

Dadurch soll das gemeinsam mit der Kultusgemeinde konzipierte Arbeitsprogramm verwirklicht werden:

- „a) Gesamtsäuberung von Bruchholz, Laub und Abfall
- b) Wegebau.
- c) Renovierung der Grabstätten.
- d) Ökologisch richtige Durch- und Aufforstung.
- e) Bau von Verwaltungsgebäuden und Kultstätten.“

Bei den Aufgaben a) bis c) ist die Mitarbeit von Laien möglich und hilfreich. Sie wird von „Schalom“ auch von den Wienerinnen und Wienern erbeten. Walter Pagler berief sich bei dieser ersten Pressekonferenz seines Lebens nicht auf politische Parteien, Verbände oder hohe Protektoren. Er stellte sich

als der 63jährige Wiener Bürger Pagler vor und bat die anwesenden Journalisten um ihre Hilfe bei der Verwirklichung seines Planes, der auf eine Idee seiner Frau beim Besuch der Gräber ihrer Verwandten auf dem Zentralfriedhof zurückgeht. Zentraler Punkt ist die Herstellung einer persönlichen solidarischen Beziehung der Helfer zu den von ihnen betreuten Gräbern.

An alles war gedacht: Er werde zwei Container vor dem Friedhof aufstellen, ein Arbeitsbuch anlegen, eine Versicherung für die Helfer abschließen, für die Bereitstellung der notwendigen Werkzeuge und Lebensmittel sorgen, kündigte Pagler an. Damals hatte er nur die Zusage einer Großfleischerei für die kostenlose Lieferung von Fleisch und Wurstwaren. Die Pressekonferenz war ein Erfolg, Print und elektronische Medien berichteten.

In der Zwischenzeit ist folgendes geschehen: Die ersten Patenschaften wurden von Vertretern der Kultusgemeinde vergeben. Erste Gruppen von freiwilligen Helfern haben seit dem 17. November

1991 über 81 50 Stunden auch an Sonntagen — am Friedhof gearbeitet. Neben Geldspenden in der Höhe von S 397.000, wurden auch Wurstwaren und Milch im Wert von S 30.000, beziehungsweise S 31.000, Tee und Kaffee im Wert von S 15.000, sowie Werkzeuge im Wert von S 10.000,— von 166 Spendern bis August 1992 zur Verfügung gestellt.

Außerdem hat der Verein vor und im jüdischen Friedhof zwei Schalen und zwei Tafeln aufgestellt: Die Wienerinnen und Wiener werden gebeten, beim nächsten Besuch zur Totenehrung nach altem jüdischen Brauch einen Stein zum Gedenken in die Schale zu werfen und durch Arbeit oder Geldspenden an der Sanierung mitzuwirken. Täglich wird auf diesen Tafeln angezeigt, wieviele Arbeitsstunden seit dem 18. November geleistet wurden und wieviele Spenden eingelangt sind. Ein Aufruf des Wiener Polizeipräsidenten Günther Bögl bewirkte, dass sich 200 Polizeischüler freiwillig für Rodungsarbeiten meldeten, die noch 1992 abgeschlossen werden könnten. In den Weihnachtsferien wurden in der Wirtschaftsuniversität Wien unter entsprechender Aufsicht und mit Bewilligung durch Wissenschaftsminister Erhard

Busek von Studenten und Schülern auf freiwilliger Basis die Daten der Matrikelbücher der Kul

tusgemeinde in 60 Computer eingegeben. Dadurch wurden auch die Namen und Gräber von vielen Tausenden bisher unbekanntem jüdischen Toten erfaßt. Mittlerweile hat sich die Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe in der Straßergasse im 19. Wiener Gemeindebezirk bereiterklärt, die Pflege des jüdischen Friedhofs in Döbling zu übernehmen.

Wenn „Schalom“ weiterhin so viel Erfolg hat, wenn sich nur ein Prozent der Wiener Bevölkerung in irgendeiner Form an dieser beispielhaften Aktion beteiligt, ist es vermutlich wirklich möglich, das von Walter Pagler mit großem Idealismus, Engagement und Organisationstalent gesetzte Ziel in absehbarer Zeit zu erreichen.

Ein Ziel, das AltBundespräsident Rudolf Kirchschläger am Allerseelentag 1991 folgendermaßen beschrieb: „Es ist eine sehr achtenswerte Geste der Verbundenheit mit jenen Opfern des Holocaust, die einst als Mitbürger mitten

unter uns gelebt haben, durch eine großzügige Solidaritätsaktion die Friedhöfe wieder in jenen Zustand zu versetzen, der auch dem geschichtlichen Anteil der Juden an dem kulturellen Aufbruch Wiens um die Jahrhundertwende entspricht. "

## Zwischen Tradition und Assimilation

### Patricia Steines

Jüdische Friedhöfe sind „steinerne Zeugen“ der Geschichte einer jeden jüdischen Gemeinde. Sie geben Aufschluß über den Zeitpunkt der Ansiedlung, über die Gründung einer wie auch immer rechtlich gelagerten Gemeinde, über ihre Größe und über genealogische Zusammenhänge; sie dokumentieren Pogrome, Vertreibungen, Ermordungen und letztlich die Schoa, aber auch Zeiten kultureller und wirtschaftlicher Prosperität.

### Zu den Anfängen

Der erste in Wien und für die Jahre 1194 bis 1196 nachweisbare Jude ist ein Münzmeister mit Namen Schlom, der die Aufgabe hatte, das an Herzog Leopold V. für die Freilassung von König Richard Löwenherz gezahlte Lösegeld umzumünzen. Im Jahr 1196 wurde dieser Münzmeister Schlom von Kreuzfahrern ermordet.

Die Existenz eines jüdischen Friedhofs in Wien, der zentrale Begräbnisstätte eines großen Einzugsgebietes war, läßt sich aus der Judenordnung Friedrichs II. von 1244 belegen. Für den Fall einer Schändung heißt es ebenda: „Wenn ein Christ einen Judenfriedhof zu verwüsten oder in ihn einzudringen sich unterfängt, so soll er nach Form Rechtsens sterben, und all sein Eigentum, wie immer es heißen mag, fällt an die Kammer des Herrn.“

Dieser älteste jüdische Friedhof in Wien befand sich im sogenannten „Greut“ vor dem Kärntnertor, also etwa in der Höhe der heutigen Adresse Opernring 10. Belegt ist, dass dieser Friedhof in der Zeit des Schwarzen Todes 1349 erweitert wurde. Das Historische Museum der Stadt Wien besitzt einige Steine und Fragmente dieses frühesten Wiener jüdischen Friedhofs. Auch der um die Jahrhundertwende gefundene und 1980 an seinem ursprünglichen Fundort in einer Treppenhausvitrine des Aufgangs der U-Bahnstation Nestroyplatz aufgestellte Grabstein des Aaron, Sohn des Herrn Baruch, aus dem Jahr 1349 gehört zu diesem Bestand (Historisches Museum der Stadt Wien, Inventarnummer 13680).

Eine große Zäsur stellt die Vertreibung der Juden aus Wien (1420/1421) und die Verbrennung der letzten in Wien festgehaltenen Juden auf der Gänseweide in Erdberg dar. Sigmund Husserl, um die Jahrhundertwende

Aktuar der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde und im Jahr 1909 Verfasser eines internen Manuskripts über die Vertrags- und Quellenlage der Wiener jüdischen Friedhöfe, verfügte über nicht mehr eruierbares Quellenmaterial, nach dem dieser „Freythof“ demoliert wurde. Zu Baumaterial umfunktioniert, in Hausmauern verbaut, fanden sich Grabsteine dieses Friedhofs ab dem 16. Jahrhundert, vor allem aber im 19. und frühen 20. Jahrhundert, immer wieder bei Umbauten und beim Abriß von Häusern in WienGumpen

dorf. Auch beim Bau der Neuen Hofburg wurden Grabsteine dieses ältesten belegten jüdischen Friedhofs entdeckt. Einige dieser Steine und Steinfragmente wurden im letzten Jahrhundert neben Grabsteinen aus WienMauer und Wiener Neustadt in die Mauer des Friedhofs in der Seegasse eingelassen.

## **FRIEDHOF ROSSAU**

### **DER ALTE JUDENFRIEDHOF IN DER ROSSAU**

„... der älteste (existente) Friedhof in der Rossau erinnert an die Zeit der tiefsten Erniedrigung und unsäglichen Leidens ...“ (Adolf Jellinek, 1879). Der jüdische Friedhof in der Seegasse im 9. Wiener Gemeindebezirk ist der älteste erhaltene jüdische Friedhof Wiens. Trotz umfangreicher Bemühungen von Gelehrten wie Ignaz Schwarz, Sigmund Husserl oder Bernhard Wachstein ließ sich das Datum der Errichtung des Friedhofs bis heute nicht feststellen. Sigmund Husserl geht jedoch von der Annahme aus, dass der Friedhof bald nach der ersten Wiederansiedlung Zurückgekehrter errichtet wurde. Das zweibändige Werk „Die Inschriften des Alten Judenfriedhofs in Wien“ von Bernhard Wachstein dokumentiert sämtliche Grabsteine sowie deren Standort vor den tragischen Jahren 1941/42.

Der von Wachstein frühest datierte Grabstein ist der Stein des Märtyrers Mordechai ben Gerson Menzl aus dem Jahr 1540. Der letzte vor der Friedhofsschließung datierte Stein ist der des Ascher Ansel Ben Josef aus Rechnitz aus dem Jahre 1783.

Am 10. Juli 1669 erging eine Entschließung des Kaisers Leopold I., derzufolge alle Juden Wien bis 1671 verlassen haben mussten. Die Stadtgemeinde Wien erstand alle Liegenschaften inklusive des sogenannten „Alten Judenfriedhofs in der Rossau“ für den Betrag von 110.000 Gulden. Verhandlungen mit dem Wiener Magistrat zur Sicherung des Fortbestandes des Friedhofs blieben zunächst ergebnislos. Erst als die Brüder Isak und Koppel (Jakob) Levi Fränkl (sie wurden nach der Vertreibung in Fürth, Bayern, ansässig) beim damaligen Vizestatthalter Paul Sixt Trautsohn Graf zu Falkenstein intervenierten, konnte gegen eine Zahlung von 4.000 Gulden an die Stadt Wien der Fortbestand des Friedhofs auf ewige Zeiten erwirkt werden. Inwieweit diese 4.000 Gulden einzig aus dem Fränkl'schen Vermögen stammten oder von den Juden in Wien gemeinsam aufgebracht wurden, läßt sich aufgrund der Quellenlage nicht mehr eindeutig klären. Abschriften der am 12. Juli 1671 ausgestellten Urkunde des Paul Sixt Trautsohn Graf zu Falkenstein und das betreffende Dokument der Stadtgemeinde Wien vom 12. Juli 1671 sowie weiteres Urkunden und Quellenmaterial gibt Sigmund Husserl wieder. Nach der Vertreibung wurde der Friedhof von dem „Gärtner und Wirt“ Balthasar Osterhammer beaufsichtigt. In einer am 7. September 1671 vom

ehemaligen Wiener Judenrichter in Nikolsburg ausgestellten „Erklärung“, die am 18. Dezember 1672 mit der Zustimmung der beiden Brüder Fränkl versehen wurde, erhielt Balthasar Osterhammer die Zusicherung, „das von ihm und seinem Vater auf dem Friedhofe befindliche Haus bis an sein Lebensende benützen zu dürfen“.

Die Söhne Koppel Levi Fränkls hießen David Isak Sekel und Israel Levi. 1695 überließen die drei Söhne des David Isak Sekel, Aron Levi, Isaschar Bermann (nach anderen Quellen Benjamin Levi) und Zacharia Levi ihre Anteilsrechte am Besitz des Friedhofs als Schenkung dem Bruder ihres Vaters, dem in Ungarisch-Brod tätigen Rabbiner Israel Levi Fränkl. In der Schenkungsurkunde wird wiederum die unwiderrufliche Unauflöslichkeit des Friedhofs und das Verbot einer Umwidmung des Areals verfügt. 1696 erfolgte der Verkauf des Friedhofs durch Israel Fränkl an den in Wien lebenden Hoffaktor Samuel Oppenheimer. Die Verkaufsurkunde ist mit „Montag im Monat Kislew 5456“ (28. Dezember 1696) datiert.

Die Familie Oppenheimer hob für Beerdigungen auf dem sich mehr oder weniger in ihrem Besitz befindlichen Friedhof Beerdigungstaxen ein, wie etwa das Beispiel des 1741 verstorbenen Hofjuden Abraham ben Moses haLevi Spitz zeigt. Als Pfand für die nach dem Begräbnis zu entrichtenden Begräbnisplatzkosten kann ein für den rituellen Gebrauch bestimmtes silbernes Waschgeschirr belegt werden: „ein rundes Lavoir und eine Gießkanne“ sowie zwei silberne Becher, die zusammen einen Wert von „134 Gulden und 12 Kreuzer“ darstellten.

Unter vielen anderen prominenten am „Alten Judenfriedhof in der Rossau“ Begrabenen seien hier besonders hervorgehoben:

q Rabbiner Sabbatai Scheftel Horowitz (gestorben 1660) galt in seiner Zeit als „talmudische Heroengestalt von besonderer Lebensweisheit“. Er genießt bis heute große Verehrung, und sein Grab wird täglich besucht (Wachstein, Nummer 517);

q der berühmte, 1677 zum „Kaiserlichen Kriegsfaktor“ ernannte Samuel ben Simeon Wolf Oppenheimer (gestorben 1703), der als erster Jude nach der Vertreibung durch Kaiser Leopold I. wieder in Wien Fuß faßte (Wachstein, Nummer 700);

q Rabbiner Simson ben Josef/Josel Wertheimer (gestorben 1724), den Wachstein mit dem Ausdruck „Eine talmudische Kapazität, ein Gaon und ein Mann der Tat in einer Person“ charakterisierte. Seine 1749 kinderlos verstorbene Tochter Chana war mit Rabbiner Isaschar Berusch ben Rav Eskeles verheiratet (Wachstein, Nummer 765);

q Ahron Isak ben Nathan Arnstein (gestorben 1744), Großvater des Adam Nathan Freiherr von Arnstein, des Gatten der berühmten Fanny von Arnstein, der als einziger jüdischer Finanzmann des 18. Jahrhunderts seine Stellung auf seine Kinder vererbte (Wachstein, Nummer 863);

q Rabbiner Isaschar Berusch ben Rav Gabriel Eskeles (gestorben 1753), nach Belegen 1717 Rabbiner von Mainz, wurde nach dem Tod seines Vaters mährischer Landesrabbiner und im Jahr 1725 Ober- und Landesrabbiner von Ungarn (Wachstein, Nummer 906).

## Steinerner Fisch in der Seegasse

Nicht vergessen werden darf der berühmte steinerne Fisch der Seegasse, um den sich folgende Legende rankt: Eine gute jüdische Hausfrau kaufte einst auf dem Markt für den Freitagabend einen lebenden Fisch, brachte ihn nach Hause und legte ihn auf den Küchentisch. Sie nahm ein Messer, und in dem Moment, als sie ihm den Kopf abschlagen wollte, rief der Fisch laut „Sch'ma Israel“ (Höre, Israel), jene Worte also, die man im Sterbemoment sagen soll. Aber es war zu spät, der Kopf war bereits abgeschlagen. Die erschrockene Hausfrau ging zu ihrem Rabbiner, und man begrub den Fisch schließlich wie einen Menschen. Der Legende nach soll der „steinerne Fisch“ in der Seegasse nun der Grabstein dieses Fisches sein. Tatsächlich aber dürfte der Fisch ein Wasserspeier eines Brunnens sein

## Dokumentation und Renovierung

1782 ist das Jahr des „Toleranzpatents“. Belegt wurde der Friedhof bis ins Jahr 1783, dem Jahr der josephinischen Hofentschließung, derzufolge keine Toten mehr „innerhalb der Linien“ bestattet werden durften. Wichtig für den Friedhof in der Seegasse ist auch ein Hofdekret Josephs II. vom 17. Mai 1784, das die Erhaltung und Schutz des Friedhofs verspricht.

Nach seiner „Schließung“ wurde der Friedhof sozusagen der Natur preisgegeben. Die Kranken des vorgelagerten jüdischen Spitals und Siechenhauses nutzten den Friedhof als Garten und Erholungsmöglichkeit. 1844 ließen Vertreter der Wiener Kultusgemeinde auf Antrag des Spitalsverwalters Abraham Hermann den Friedhof von Gestrüpp, Gebüsch und Holundersträuchern befreien, gesunkene Steine aufrichten, unleserlich gewordene Inschriften vom Moos reinigen und „auf die Gräber einige hundert Rosenbäume pflanzen“. Das Wichtigste jedoch: Man beauftragte Moritz Gottlieb Stern mit der fachkundigen Abschrift der Grabsteine. Diese Handschrift liegt dem Werk „Der alte

Freithof“ von Ludwig August Frankl und später dem bereits genannten Werk von Bernhard Wachstein zugrunde.

Das Jahr 1941 gestaltete sich für alle bestehenden Wiener jüdischen Friedhöfe zum großen Schicksalsjahr. Am 8. Jänner fand eine öffentliche Sitzung der Wiener Ratsherren unter Vorsitz des damaligen Bürgermeisters Philipp Wilhelm Jung statt. Obwohl das Protokoll dieser Sitzung im Wiener Stadt- und Landesarchiv nicht mehr vorhanden ist, ist die Beschlußfassung über den „Völkischen Beobachter“ eruiert: Die Wiener jüdischen Friedhöfe wurden aufgelassen. Der Währinger Friedhof wurde in eine Grünanlage und ein Vogelschutzgebiet umgewidmet. Die jüdischen Friedhöfe in Floridsdorf und Großenzersdorf wurden von der Stadt Wien ebenfalls „käuflich erworben“ und sollten noch zehn Jahre im gegebenen Zustand erhalten werden. Weitere Beerdigungen und Beisetzungen wurden jedoch nicht mehr gestattet. Der Vertrag zwischen Kultusgemeinde und Stadt Wien betreffend die israelitische Abteilung auf dem Wiener Zentralfriedhof bei Tor I in der Fassung von 1891

wurde aufgelöst. Das Areal sollte jedoch vorläufig noch als Totenstätte belassen werden.

Die Wiener Kultusgemeinde hatte nach dieser Sitzung konkret mit der Schleifung des Friedhofs in der Seegasse oder zumindest mit einem Zerschlagen der Steine zu rechnen — wie die von den Nazis fein säuberlich in vier Teile zerschlagenen und heute noch als Mahnung zu besichtigenden Grabsteine auf dem Friedhof Battonstraße in Frankfurt am Main bestätigen. Einigen frommen Männern gelang im Jahre 1943 zur Rettung der Grabsteine

schier Unmögliches: Trotz der Bedrohung durch die Nationalsozialisten und in einer Zeit, in der es in Wien kein Benzin und keine frei verfügbaren Lastwagen mehr gab, transportierten sie eine große Anzahl von Steinen des Friedhofs in der Seegasse zum Wiener Zentralfriedhof und versteckten sie bei Tor IV unter einer Erdschicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach vergruben sie die für sie nicht transportierbaren, übergroßen Steine direkt im Erdreich des Friedhofs. Der modernen Archäologie bieten sich heute technische Verfahren wie etwa Infrarottechnik und Geometriemessung an, die ein Verifizieren des damals Geschehenen ohne Störung der Totenruhe ermöglichen würden. Die Wiener Kunsthistorikerin und Publizistin Elisabeth KollerGlück, die sich ausführlich mit der Erhellung der Vorgänge um den „Alten Judenfriedhof in

Friedhof in der Seegasse; zum Schutz vor der drohenden Zerstörung durch Nationalsozialisten wurden von 1941 bis 1943 die meisten Grabsteine zum Wiener Zentralfriedhof gebracht und bei Tor IV vergraben!. Der Rücktransport und das Wiederaufstellen der Steine durch das Friedhofsamt der Stadt Wien erfolgten von 1981 bis 1984.

der Rossau" befaßte, beziffert in ihrem fundierten Artikel „Der alte Judenfriedhof in der Seegasse. Mit besonderer Berücksichtigung seines Schicksals während und nach der Zeit des Nationalsozialismus" (Wiener Geschichtsblätter 4/1992) die Zahl der transferierten Grabsteine mit 818. KollerGlück weiters: „Im Dezember 1 943 mussten die Arbeiten unterbrochen werden, weil keine Wagen zur Verfügung standen. Damals waren 82 Grabsteine noch nicht überführt, 1 1 besonders große (waren) noch umzulegen."

Anfang der achtziger Jahre wurden die bei Tor IV versteckten Steine zufällig wiederentdeckt und aufgrund des von Bernhard Wachstein erstellten und in seinem Werk publizierten Friedhofsplans möglichst ortsgetreu wiederaufgestellt. Im Juni 1981 begann das Friedhofsamt der Stadt Wien (Magistratsabteilung 26) mit dem Rücktransport der Steine. Am 4. September 1 984 gab es eine feierliche Zusammenkunft auf dem Friedhof. Rund 40 Steine aber, die man nach 1 984 bei Tor IV fand, lagern noch immer (wohl aus Geldmangel) auf dem Areal des neuen israelitischen Friedhofs.

## **JÜDISCHER FRIEDHOF WÄHRING**

### **DER WAHRINGER ISRAELITISCHE FRIEDHOF**

„... der Währinger Friedhof gehört in die Tage des Ringens und Kämpfens, da man begann, für eine gesicherte Rechtsstellung, und fortfuhr, für das volle,

ungeschmälerte Bürgerrecht im Staate, in Wort und Schrift öffentlich aufzutreten ...” (Adolf Jellinek, 1879).

Der Währinger Friedhof, der in Archiven sowohl unter den Bezirken „Währing” (18. Wiener Gemeindebezirk) und „Oberdöbling” (19. Wiener Gemeindebezirk) sowie unter drei Straßenadressen geführt wird, wurde im Zeitraum von 1784 bis 1879 belegt. Nachbelegungen in bestehende Familiengräber und grüfte erfolgten bis ins Jahr 1884. Der Währinger Friedhof ist das jüdische Pendant zum Wiener St. Marxer Friedhof und zeigt in seiner Friedhofsanlage und Friedhofsarchitektur die Spannung und das Schwanken zwischen Aufrechterhalten jüdischer Tradition und fortschreitender Assimilation.

Die Zeitspanne, in der dieser Friedhof belegt wurde, ist vor allem durch das 1782 erlangte Toleranzpatent bestimmt. 1792 wählte die Wiener Judenschaft erstmals Vertreter, die als ihre Organe anerkannt wurden. An der Märzrevolution 1848 nahmen bedeutende jüdische Persönlichkeiten po

Währinger Friedhof; ehemalige Grabstätte des Adam Nathan Freiherr von Arnstein (1748–1838) und seiner berühmten Gattin Fanny (1758–1818).

litisch aktiv teil. 1849 garantierte § 1 der Verfassung Joseph erstmals den Begriff „Israelitische Kultusgemeinde von Wien”. Die eigentliche Konstituierung scheu Rechte ist von dem Religionsbekenntnis unabhängig. Die Konstituierung erfolgte aber erst 1852. Das Staatsgrundgesetz von 1867 gewährleistete die völlige Gleichberechtigung.

Im Januar 1941 wurde auch der Währinger Friedhof enteignet. Im Zeitraum 1941/42 zwangen die Nationalsozialisten noch in Wien lebende Juden, zwischen 220 und 500 auf diesem Friedhof begrabene Personen familien und generationsweise zu exhumieren und zu Pseudovermessungszwecken in das Wiener Naturhistorische Museum zu bringen. Den zu diesen Vermessungsarbeiten herangezogenen Anthropologen wurde als „Ergebnis” vorgegeben, dass der Skelettbau jüdischer Familien von Generation zu Generation dünner und schwächer würde. Erst im Jahr 1947 wurden der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde 220 Skelette zur Wiederbestattung zurückgegeben.

Die Wiener Kultusgemeinde bettete 1941/42 in Eigenregie bedeutende Rabbiner und große Persönlichkeiten vom Währinger Friedhof zum Wiener Zentralfriedhof um, um diese vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu schützen. Um einen „Löschwasserteich” anzulegen, zerstörten die Nazis auf dem Währinger Friedhof 2008 Gräber, hoben das Erdreich, das noch Knochen und sterbliche Überreste enthielt, bis zu einer Tiefe von drei Metern aus und brachten es an diverse Wiener Plätze und Straßen. Auf dem ausgehobenen Areal steht heute der Gemeindebau „Schnitzlerhof”.

Währinger Friedhof; Grab des im Alter von 62 Jahren verstorbenen Belgrader Großhändlers Chaim Moreno Elias (gestorben 1872).

Im Zeitraum von 1989 bis 1992 wurde der Währinger Friedhof im Rahmen eines vom Hochschuljubiläumsfonds geförderten Forschungsvorhabens

bearbeitet. Grabstellen bedeutender Personen und Familien sowie kunsthistorisch wertvolle Steine und Gräfte wurden dokumentiert, rund 150 Personen wurden biographisch erfaßt sowie mit Portraits und wenn vorhanden auch mit Wappen illustriert. Durch Zufall fanden sich in einem israelitischen Archiv in 14 großen Kisten Abschriften fast aller 9.500 Inschriften. In einem Nachlaß entdeckte man im September 1992 im Wiener Rathaus weitere, im Jerusalemer Bestand fehlende Abschriften. Der im Rahmen dieses Forschungsvorhabens mit viel Arbeitsaufwand rekonstruierte Gruppenplan wurde durch einen Originalplan, der sich im Januar 1992 in einem ungeordneten Archivbestand mit sämtlichen Bauplänen des Friedhofs und Tahara Hauses fand, sozusagen überflüssig. Auch die nur aus Archivadokumenten bekannten Umgestaltungspläne einer Gartenbaufirma, die den Friedhof um die Jahrhundertwende im Auftrag der Wiener Kultusgemeinde zu einer Parkanlage umfunktionierte, fanden sich in diesem Bestand. Eine umfassende Buchpublikation ist für 1993 vorgesehen.

## **JÜDISCHER FRIEDHOF FLORIDSDORF**

### **DER FRIEDHOF IN WIEN FLORIDSDORF**

Am 1. Januar 1909 übernahm die Wiener Israelitische Kultusgemeinde die Verwaltung des 1877 vom Floridsdorfer Minjanverein errichteten und 1881 erweiterten jüdischen Friedhofs in der Ruthnergasse. Der Einzugsbereich war auf die Kommunen Floridsdorf, Stammersdorf und Gerasdorf festgelegt. Der Friedhof selbst ist nur von lokaler Bedeutung.

Außergewöhnlich ist der Grabstein des Hans Grünwald (gestorben 1927). In traditioneller aschkenasischer Weise ist auf seinem Grabstein ein Berufssymbol er war Motorradrennfahrer angebracht: ein „schweres“ Motorrad, wie man es damals kannte.

## **JÜDISCHE ABTEILUNG DÖBLING**

### **DIE ISRAELITISCHE ABT. DES DÖBLINGER FRIEDHOFS**

Im Jahr 1855 wurde der Döblinger Friedhof errichtet, der sich zu einem Nobelfriedhof entwickelte. Es handelt sich hier nicht um eine rituell zulässige oder gar rituell geführte Begräbnisstätte, sondern um einen Wiener Städtischen Friedhof.

Es existiert eine sogenannte „Israelitische Abteilung“, aber viele jüdische Personen und Familien haben ihre Begräbnisstätten im nichtjüdischen Teil. Die israelitische Abteilung selbst hat keine Abtrennung gegenüber dem übrigen Friedhofsareal, nicht einmal der Bestand der Grabstellen ist auf Friedhofsdauer garantiert. Zeigten sich Grabstellen in den letzten Jahren baufällig und verwahrlost, so wurden sie aufgelassen. Die sterblichen Überreste wurden im Glücksfall zum Wiener Zentralfriedhof, Tor IV, gebracht und dort wiederbestattet. Grabsteine und Gruftaufsätze wurden gleichfalls dorthin gebracht, wo sie nahe den Urnengräbern gelagert werden. Der von Carl Wollek entworfene berühmte Sarkophag der 1921 verstorbenen Architektengattin Adrienne Neumann fand seinen Platz im Innengarten des Historischen Museums der Stadt Wien.

Auf dem Döblinger Friedhof fand auch die Familie Herzl ihre letzte Ruhestätte (Israelitische Abteilung I / 1 , Gruft 30). Theodor Herzl (1860 bis 1904) wurde nach der Gründung des Staates Israel exhumiert, im Stadttempel in der Seitenstettengasse aufgebahrt und nach Jerusalem überführt, wo er als nationales Symbol und als Vater des Staates Israel auf dem Mount Herzl beigesetzt wurde.

Zum Döblinger Friedhof erschien 1990 ein hervorragender biographisch und kunstgeschichtlich orientierter Friedhofsführer mit dem Titel „Menschen Schicksale Monumente“ von Inge Podbrecky und Markus Kristan.

## ZENTRALFRIEDHOF TOR I

### ISRAELITISCHE ABTEILUNG DES WIENER ZENTRALFRIEDHOFS TOR I

Bildtext: Wiener Zentralfriedhof, Tor I, die Entwerfe zu den Grabstellen von Oberkantor Salomon Sulzer ( 1804 1890), Oberrabbiner Adolf Jellinek ( 1821 1893) und Adolf Fischhof (181 6 1893) stammen von Architekt Max Fleischer.

... der Centralfriedhof bezeichnet das moderne Leben, unsere Siege auf der ganzen Linie des staatlichen Lebens ... " (Adolf Jellinek, 1879).

Die ersten institutionellen Gespräche zwischen der Stadt Wien und der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde über den neu anzulegenden Zentralfriedhof, der ein Friedhof für alle Konfessionen sein sollte, erfolgten im Jahr 1868. Am Widerstand des Gemeinderats scheiterte die Absicht der Kultusgemeinde, einen Teil des Areals käuflich zu erwerben, um so die Existenz der Gräber auf ewige Zeiten zu sichern. Es kam schließlich zu einer Art „Pachtvertrag“ zwischen der Stadt Wien und der Kultusgemeinde. Am 16. Oktober 1877 erfolgte die Unterzeichnung des Vertrags über ein Areal von

Das Grab von Oberrabbiner Zwi Perez chajes ( 1876 1927) auf dem Wiener Zentralfriedhof ist nicht mehr erhalten. Architekt der Grabstelle war Oskar Strnad.

110.063 m<sup>2</sup>, das in der Folgezeit mehrfach durch „Zukäufe“ erweitert wurde. Wichtig ist vor allem § 14, wo es heißt: „Es wird hiermit ausdrücklich festgelegt, dass mit dem gegenwärtigen Vertrag der Israelitischen Kultusgemeinde kein Eigentums oder

Servitutsrecht und überhaupt kein den Gegenstand der Einverleibung, Vormerkung oder Anmerkung in einem öffentlichen Buche bildendes Recht eingeräumt wird.“

Nach vielen heftigen internen Diskussionen der Kultusgemeinde fanden am 5. März 1879 die ersten Beisetzungen (von vier Kindern) statt. Interessant ist zu wissen, dass auf diesem Friedhofsteil heute rund 100.000 Tote in 60.000 Gräbern liegen.

Im Jahr 1989 vergab das Kulturamt der Stadt Wien (Magistratsabteilung 7) ein Wissenschaftsstipendium zur Erstellung eines wissenschaftlich orientierten Friedhofsführers über die beiden jüdischen Abteilungen des Zentralfriedhofs. Neben der historischen Entwicklung beider Friedhofsteile wurde

umfangreiches Planmaterial der Baulichkeiten der Areale aufgezeigt. Vor allem aber wurden Namen von rund 400 prominenten Begrabenen der Wiener jüdischen Gemeinde aus den Bereichen Wissenschaft, Kunst und Kultur erhoben, in Kurzbiographien bearbeitet sowie die betreffenden Portraits gesucht. Ebenso wurden eine Route und ein Manuskript für Wiener Fremdenführer erstellt. Offizielle Führungen durch den Wiener Fremdenverkehrsverband gibt es seit Ende April 1992.

Die israelitische Abteilung bei Tor I ist, wie bereits erwähnt, aufgrund der hier begrabenen prominenten Persönlichkeiten äußerst interessant. Man kann durchaus behaupten, dass jeder zweite der in der „Zeremonienallee“ Begrabenen wohl eine Biographie „wert“ wäre.

Interessant sind aber auch die Bauten auf diesem Areal. Der Bauplan des jüdischen Architekten, Baurats und Vorstandsmitglieds der Wiener Kultusgemeinde, Wilhelm Stiassny, zur Errichtung der Zeremonienhalle trägt das Datum 27. Juni 1877. Die Zeremonienhalle wurde 1938 in der sogenannten „Kristallnacht“ gesprengt. Die Ruine wurde erst 1967 abgetragen.

**Bildtext:** Wiener Zentralfriedhof, Tor I; in diesem Mausoleum (Zustand vor der Renovierung) sind der Architekt Max Fleischer (1841 – 1905) und seine Familie beigesetzt. Das Mausoleum wurde 1992 renoviert.

**Bildtext:** Wiener Zentralfriedhof, Tor I; die Deckenbemalung des Max FleischerMausoleums, hier im Zustand vor der Renovierung, zeigt die Zunftzeichen aller beim Hausbau beteiligten Handwerke.

Fenster, Innenfresken und das Tor waren seit Jahren zerstört. Am 13. März 1992 wurde mit den Renovierungsarbeiten am FleischerMausoleum begonnen, jedoch scheinen Baupläne und Vorlagen für die Innenfresken oder gar Aquarelle des Innenraums ebenso unauffindbar wie lebende Verwandte oder Nachfahren von Max Fleischer.

**Bildtext:** Schwer demoliert ist auch der von Josef Maria Ojbrich entworfene Gruftbau der Familie des Schwiegervaters von Hugo von Hofmannsthal. Auch Carl Wollek ist auf diesem Friedhof zumindest mit einem Gruftbau vertreten, andere bekannte Architekten sind Gustav Gurschner, Wilhelm Stiassny, Kolo Moser und Stefan Fayans.

Bereits 1919 begann man in der Kultusgemeinde mit internen Vorbereitungen zur Anlage eines Kriegsgräberfriedhofs und einer Heldengedenkstätte für gefallene jüdische Soldaten und Offiziere des Ersten Weltkrieges. Gewinner der Wettberbsausschreibung von 1926 war der jüdische Architekt Leopold Ponzen. In Gruppe 52 befindet sich auch eine Denkmalanlage für gefallene russische jüdische Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg.

Für Grabsteine, Gruftbauten und Mausoleen gilt, dass industrielle Massen- und Katalogware in unmittelbarer Nachbarschaft zu Grabstellen, deren Entwürfe von großen Architekten stammten, aufgestellt wurde. So gibt es etliche Gräber, die dem Team des jüdischen Architekten, k. u. k. Baurats und Vorstandsmitglieds der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, Max Fleischer

(1841 bis 1905), entstammen. Jahrelang war sein eigenes Mausoleum in Gruppe 5 b, Reihe 35 – 85, dessen Vorderfront Anklänge an die „AltNeuschul“ in Prag darstellt und in dessen Innerem Zunftzeichen aller beim Hausbau beteiligten Handwerke in Stil und Technik polnischer Holzsynagogen angebracht sind, dem Verfall preisgegeben. Der Dachstuhl verfaulte mehr und mehr, Metallverzierungen, Wasserspeier und Metallschindeln wurden Beute von „JudaicaSammlern“ und Vandalen.

## ZENTRALFRIEDHOF TOR IV

Im Jahr 1911 wurde die Fläche von Tor IV erworben. Die Anlage des Friedhofs wurde vom damaligen Kultusvorstand sehr ernst genommen. Die Verantwortlichen unternahmten Reisen zu anderen großen jüdischen Gemeinden und schrieben 1914 einen Wettbewerb aller Wiener jüdischen Architekten aus. Außer Konkurrenz, aber umso bemerkenswerter war jener höchst dekorative Gestaltungsvorschlag, den der damalige Direktor der k. u. k. Hofgärten, Anton Umlauf, einsandte. Er wählte für die Gesamtanlage die Form eines Davidsterns.

Am 4. April 1917 wurde der Friedhof feierlich seiner Bestimmung übergeben. Gleichzeitig wurde die provisorische Zeremonienhalle, die der jüdische Architekt Jakob Gartner erbaut hatte, eingeweiht. Am 29. September 1929 wurde die große Zeremonienhalle, für deren Bau der jüdische Architekt Ignaz Reiser verantwortlich zeichnete, eröffnet. Sie wurde in der Kristallnacht 1938 gesprengt und nach der Restauration 1967 wieder ihrer Bestimmung übergeben. Rund 50.000 Tote fanden bisher auf dem Areal des neuen israelitischen Friedhofs ihre letzte Ruhe.

## Geschichte der Juden

### IM SPIEGEL JUDISCHER FRIEDHOFE

Die Wurzeln lebendiger Tradition

Klaus Lohrmann

Die Entwicklung der jüdischen Friedhöfe kann nicht nur unter dem religiösen Aspekt betrachtet werden, zumal im Judentum das Recht nicht in eine säkulare und eine religiöse Sphäre zerlegt werden kann. Die Bedeutung der jüdischen Friedhöfe unterliegt zwar den Vorstellungen des jüdischen Rechts, sie sind aber keine heiligen Stätten im eigentlichen Sinn<sup>1)</sup>. Friedhöfe wurden außerhalb der jüdischen Siedlungen angelegt. Diese Gewohnheit wird als

verbindlich angesehen. Die Gründe dafür scheinen auf der Hand zu liegen, doch bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, dass das jüdische Recht keine brauchbare Erklärung bietet. Dieser Mangel mag darauf zurückzuführen sein, dass die Anlage von Friedhöfen in biblischer Zeit nicht üblich war. Der Tote wurde auf seinem eigenen Grund und Boden bestattet, wo meist Familiengräber angelegt wurden. Im Talmud werden nur Gräber und keine Friedhöfe behandelt. Man musste die Gräber markieren, um Verunreinigungen durch eine zufällige Berührung zu verhindern. Einmal im Jahr mussten die Gräber neu bezeichnet werden, wenn die alten Markierungen während des Winters verblaßt waren').

Es scheint, dass die Reinheitsvorschriften für die Priester, die Cohanim, dazu führten, dass man Gräber außerhalb der Siedlungen anlegen musste, denn ein Priester durfte sich höchstens auf vier Ellen einer Leiche nähern. So plausibel diese Er

klärung scheint, im Talmud vermischen wir jeden Hinweis darauf. Wenn die Würde eines Friedhofs auch nach jüdischer Tradition unter allen Umständen gewahrt werden muss, läßt sich dies schwer auf den Talmud zurückführen, denn die entscheidende Bestimmung über die Anlage von Gräbern steht in einem äußerst profanen Zusammenhang. Es heißt im Talmud in Baba Batra 2,9: „Man entferne Aufbewahrungsorte von Tierkadavern (der hebräische Begriff ist vieldeutig und wurde in der deutschen Talmudübersetzung mit dem ebenso vieldeutigen Begriff Abdeckerei übersetzt), Gräber und Gerbereien fünfzig Ellen von der Stadt.“ Man darf eine Gerberei nur im Osten der Stadt errichten. Rabbi Akiba sagt, man dürfe es an jeder Seite, nur nicht im Westen).

Die mittelalterlichen Autoritäten wie Rabbi Gerschom (gestorben 1026) oder Rabbi Raschi (gestorben 1105) erklären diese Bestimmung ganz einfach mit der Geruchsbelästigung und mit den allgemeinen Windverhältnissen, die schon in talmudischer Zeit diskutiert wurden.

Speziell an Gräbern besteht auch bei den mittelalterlichen Auslegern kein besonderes Interesse. Dies läßt nun einen sehr weitreichenden Schluß auf die Traditionen zu, die sich um die jüdischen Friedhöfe ausbildeten. Die besondere Würde, die dem Friedhof beigemessen wird, ist nicht talmudisch-halachischen Ursprungs, sondern wohl eine Anpassung an christliche Vorstellungen, die durch Friedhofs

weihe und ursprüngliche Anlage im engeren Immunitätsbezirk einer Kirche gekennzeichnet sind. Die Würde des jüdischen Friedhofs kommt darin zum Ausdruck, dass jede Art von Respektlosigkeit auf dem Friedhof verpönt ist, wie zum Beispiel das Essen und Trinken oder seine Benützung für einen ihm nicht zgedachten Zweck. So dürfen Tiere nicht zwischen den Gräbern grasen und leere Sarkophage nicht als Abstellräume verwendet werden. Analog zu den Synagogen darf man keinen „Abschneider“ über das Friedhofsgelände wählen"). Dies alles sind Traditionen, die sich bis zum Ende des Mittelalters entwickelt hatten, sich aber nicht auf fundamentale Lehrsätze des Talmud zurückführen lassen.

Eine gewisse Rolle bei dieser Entwicklung mag die Tatsache spielen, dass Juden im Laufe des Frühmittelalters nicht mehr ihren Haupterwerb aus dem Besitz von Grund und Boden zogen und deshalb der jüdische Anteil am Grundbesitz rückläufig war. Damit wurde die Möglichkeit beschränkt,

Verstorbene auf eigenem Grund und Boden zu begraben. Mit der Entwicklung von jüdischen Gemeinden in Städten scheint es auch zur Anlage von Friedhöfen gekommen zu sein. Meist wurde zu diesem Zweck ein wirtschaftlich wenig brauchbares Grundstück durch die Gemeinde beziehungsweise einen ihrer Vorsteher erworben. Das heißt, dass die Anlage von Friedhöfen bereits ein Akt zu sein scheint, der sich an Gebräuchen der nichtjüdischen Umwelt orientiert. Es handelt sich um eine Interaktion christlicher und jüdischer Kultur: jüdisch die Vorstellung, dass dem Toten das Grab gehöre, christlich die Vorstellung, dass auf dem Platz, an dem sich eine gewisse Anzahl von Gräbern befin-

det, bestimmte Regeln zu beachten seien. Dieser Platz wurde schließlich auch optisch durch eine Mauer vom umliegenden Land getrennt. Diese Kennzeichnung eines besonderen Gebietes durch eine Mauer entspricht der analogen Vorstellung, derzufolge eine Stadt oder eine Besitzeinheit durch eine Mauer besonders hervorzuheben sind. Die beschriebene kulturelle Interaktion läßt sich im Laufe der Jahrhunderte an manchen Details feststellen.

#### **HIERARCHISCHE STRUKTUR IM MITTELALTER**

Die Gemeindeorganisation ist seit dem 11. Jahrhundert ein wesentliches Kennzeichen der Selbstverwaltung der Juden. Die Bedeutung jeder einzelnen Gemeinde wurde gestärkt, als nach dem Tode von Rabbi Gerschom kein Rabbiner mehr jene überregionale Bedeutung erlangte, die es diesem ermöglicht hatte, für alle abendländischen jüdischen Gemeinden bindende Rechtsentscheidungen zu erlassen").

Trotz der zunehmenden Verselbständigung der Gemeinden blieben aber suprakommunale Einrichtungen bestehen, unter denen die Rabbinersynoden die wichtigsten waren. Auf die Größe der Gemeinden und die in dieser Gemeinschaft wirkenden rabbinischen Autoritäten ist es zurückzuführen, dass im 12. Jahrhundert, vielleicht sogar schon früher, eine hierarchische Abstufung von Gemeinden entstand. Diese Differenzierung entwickelte sich durch eine Häufung zentraler Einrichtungen an bestimmten Orten. Salo Wittmeyer Baron be-

zeichnet die Gemeinden mit höherer Zentralitätsfunktion als „super communities“. Zu den zentralen Einrichtungen zählt er Synagoge, Talmudschulen, Gerichtshof und Friedhof. Tatsächlich war der Friedhof das häufigste Kriterium eines hierarchischen Verhältnisses von Gemeinden zueinander). So besaßen viele jüdischen Gemeinden, die über einen Friedhof verfügten, auch einen größeren Gerichtshof, an dem das jüdischrabbinische Gericht tätig war. In ihren Synagogen wurde das sogenannte „Verrufen von Brief und Siegel“ durchgeführt. Darunter ist zu verstehen: Nach dem Tod einer bedeutenden Person, meist eines Adligen, wurden sein Siegel und die von ihm ausgestellten Urkunden für ungültig erklärt. Die Juden mussten daher die Geldbeträge, die ihnen der Verstorbene schuldig gewesen war, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt melden, denn Außenstände, die nach dem Termin gefordert wurden, waren hinfällig'. Die Synagogen, in denen dieser Siegelverruf stattfand, waren „Hauptsynagogen“. Es ist kein Zufall, dass Sitz eines Gerichts, Existenz einer Hauptsynagoge und eines Friedhofes sich auch in Niederösterreich immer am gleichen Ort nachweisen lassen.

In Niederösterreich waren Orte mit erhöhter Zentralitätsfunktion Wien, Wiener Neustadt und Krems. Das Verrufen von Brief und Siegel an diesen drei Orten ist durch mehrere Urkunden nachzuweisen<sup>8</sup>). In Wien und Wiener Neustadt bestanden jedenfalls Gerichtshöfe, in Krems ist die Existenz eines jüdischen Gerichts zumindest wahrscheinlich, da dort seit dem frühen 14. Jahrhundert einer der angesehensten Rabbiner Österreichs wirkte<sup>9</sup>). Johann Evangelist Scherer machte als erster eine interes-

sante Beobachtung, die er als Beweis für die Existenz von Zentralfriedhöfen ansah: In der Judenordnung Friedrichs H. des Streitbaren aus dem Jahre 1244 heißt es nämlich, dass Juden, wenn sie nach ihrer Gewohnheit ihre Toten von einer Stadt in die andere, von einem Gerichtssprengel in den anderen und von einem Land in ein anderes brachten, den Inhabern der Zollstellen keine Abgabe zu zahlen hätten<sup>10</sup>). Dies ist auch ein weiterer Beweis für Zentralfriedhöfe. Die Aktualität der Formulierung wird noch dadurch unterstrichen, dass von der Überschreitung von „Provinzgrenzen“ die Rede ist: Diese Landgerichtssprengel, denn so ist der Ausdruck „provincia“ zu verstehen, waren damals gerade in Entstehung begriffen. Beweise für die Existenz eines Friedhofs an den genannten Orten gibt es in Form urkundlicher Belege und mittelalterlicher Grabsteine, deren älteste ins 13. Jahrhundert zu datieren sind. Ob es auch an anderen Orten Friedhöfe gegeben hat, ist nicht schlüssig nachzuweisen und bei der geschilderten Rechtslage nicht sehr wahrscheinlich. Die von Leopold Moses angedeutete Möglichkeit, dass Friedhöfe in Perchtoldsdorf und Mödling beziehungsweise Hainburg bestanden hätten, fußt auf einer unzulässigen Interpretation von Riednamen wie etwa: „In den Juden“. Dazu wäre zu sagen, dass, wenn an jedem Ort, wo ein Riedname mit der Bezeichnung „Jude“ auftaucht, sich ein jüdischer Friedhof befunden hätte, Österreich im Mittelalter eine einzige jüdische Totenstadt gewesen sein müsste. Der Riedname „Judenfriedhof“ bei Hainburg, der sich im französischen Kataster findet, ist zwar nicht unbedingt Beweis für einen mittelalterlichen Friedhof, in späterer Zeit könnte sich aber

dort durchaus ein jüdischer Friedhof befunden haben. Der in Hainburg aufgefundene Grabstein ist nicht datiert. Es besteht kein zwingender Grund, ihn als „mittelalterlich“ einzustufen. Grabsteinfunde und die allgemeine rechtliche Situation machen es sehr wahrscheinlich, dass sich vor 1420 beziehungsweise 1496 nur in Wien, Wiener Neustadt und Krems jüdische Friedhöfe befunden haben.

Die Entstehungszeit des Friedhofs in Wien kann nur geschätzt werden. Im ältesten städtischen Grundbuch, das 1368 angelegt wurde, ist er erstmals erwähnt. Mit dieser Nennung ist auch seine Lage zu bestimmen. Er lag in der Ried „Im Greut“ vor dem Kärntnertor, die sich in der Gegend des heutigen GoetheDenkmals befand. Die Lage im Süden der Stadt entspricht talmudischer Vorstellung. Zweifellos wurde er viel früher angelegt, ein Grabsteinfund zeigt ein Todesdatum von 1298. In Wien bestand schon 1238 eine Gemeinde, was daraus zu schließen ist, dass Kaiser Friedrich II. bereits zu diesem Zeitpunkt eine Judenordnung für Wien erstellt hat, die nur dann für sinnvoll erklärt werden kann, wenn sich damals bereits eine größere Gruppe von Juden in Wien befunden hat<sup>11</sup>). Man wird also in der Annahme kaum fehlgehen, dass der Friedhof etwa in den zwanziger oder dreißiger Jahren

des 13. Jahrhunderts angelegt wurde. Das bedeutet aber auch, dass er wahrscheinlich an jener Stelle gegründet wurde, wo er sich 1368 befand. Seit 1200 entwickelte sich die Stadt nach Süden, in Richtung zum Wienfluß, sodass die Juden sicher außerhalb der Erweiterungsgrenze, beim Kärntner Tor, ihren Friedhof anlegten. Innerhalb dieser Grenze gab es zu dieser Zeit kaum die Möglichkeit, einen Friedhof anzulegen.

Zur Zeit der Pest (1349) musste der Friedhof erweitert werden. Zu diesem Zweck kaufte die jüdische Gemeinde zwei benachbarte Häuser an. Die Lage der Begräbnisstätte wird auch durch die im Bereich der Goethegasse gefundenen Grabsteine bestätigt. Nur hier wurden einzelne Grabsteine gefunden, die nicht zur Fundamentierung anderer Gebäude verwendet wurden. Die häufigsten Streufunde im Bereich der Stadt und der Vorstadt Gumpendorf beweisen hingegen, dass man nach 1420/21, als die jüdischen Gemeinden in Österreich vernichtet und daher auch die Friedhöfe zerstört wurden, die Steine verschleppte, um sie beim Bau anderer Häuser zu verwenden. Eine zusammenfassende Analyse der bereits gelesenen Grabsteine steht noch aus, diese scheint unter dem Aspekt der Zentralfriedhöfe besonders wichtig. Bislang gibt es nämlich noch keinen Beweis, dass Mitglieder kleinerer jüdischer Gemeinden auf dem Wiener Friedhof begraben wurden. Nur in einem Fall ist eine klare Identifizierung des Verstorbenen möglich: Der 1360 verstorbene Schalom war ein Wiener Jude aus einer prominenten Familie. Ob die wenigen Grabsteine jemals eine Antwort auf diese Frage geben können, ist allerdings zu bezweifeln). Auch in Wiener Neustadt lag der Friedhof nicht nur außerhalb des Judenviertels, sondern vor der Stadtmauer. Er lag auf dem gegen den Maria Theresienring gelegenen Teil des Stadtparks, östlich der Kapuzinerbastei, also ähnlich wie in Wien im Südwesten des Stadtzentrums. Man vermutet allerdings die Existenz eines älteren Friedhofs, der näher am Stadtzentrum lag. Der älteste der bisher aufgefundenen Grabsteine stammt aus dem Jahre 1252j4).

Der zwischen Krems und Stein „Unten am Kerlberg“ gelegene Friedhof wurde vor 1346/49 angelegt. Er dürfte um 1260 entstanden sein, nachdem bereits zu diesem Zeitpunkt eine jüdische Gemeinde in Krems nachzuweisen ist. Grabsteine und Grabsteinfragmente stammen allerdings erst aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auch in Krems kennen wir zahlreiche Streufunde, die beweisen, dass die Grabsteine begehrtes Baumaterial waren. Es ist sogar davon auszugehen, dass bereits Steine vom Friedhof gestohlen wurden, als er noch belegt wurde, also noch vor 1420

## **BUHE NEUZEIT**

### **ZEIT DER VERTREIBUNG**

Nach der Vertreibung der Juden 1420/21 aus Österreich und 1496 aus Innerösterreich, zu dem auch das Pittener Gebiet mit Wiener Neustadt und Neunkirchen gehörte, änderten sich die Voraussetzungen für die Ansiedlung der Juden grundsätzlich. In den Städten besaßen sie nur vorübergehendes Aufenthaltsrecht, meist so beschränkt, dass sie nur die Jahrmärkte besuchen konnten"). Eine Ausnahme bildete Wien, wo sich zeitweilig mehrere Familien ansiedelten');). Eine länger geduldete Gemeinde, die in den zwanziger Jahren

durch eine Reihe landesfürstlicher Privilegien anerkannt und geschützt wurde, entstand aber auch in Wien erst wieder am Ende des 16. Jahrhunderts"). Die Wiener Juden verfügten jedenfalls schon 1582 über einen Friedhof, der sich in der Vorstadt Rossau, in der Seegasse, befand"). Auch dieser Friedhof lag weitab von der Judenstadt, die im Unteren Werd, der heutigen Leopoldstadt, lag. Die Errichtung eines Siechen und Krankenhauses am Rande des Friedhofs zeigt, dass sich die Begräbnisstätte wieder zu einem der Zentren der sozialen Organisation der Gemeinde entwickelte. Die in Wien bestehende Gemeinde war mit allen Rechten der Selbstverwaltung ausgestattet. Das heißt, dass die Juden bis zu ihrer Vertreibung 1670 unter ähnlichen Rechtsbedingungen wie im Mittelalter lebten. Nach ihrer Vertreibung aus Niederösterreich und Wien kam es 1672 zu einem Vertrag zwischen den Erben des Koppel Fränkl und der Stadt Wien, in dem sich die Stadt verpflichtete, für den Friedhof zu sorgen. Als sich Samuel Oppenheimer in den neunziger Jahren in Wien ansiedelte und eine seiner Verwandten starb, erwarb er das Friedhofsgelände<sup>10</sup>) Während des 18. Jahrhunderts, als es in Wien nur zwei privilegierte Familien, nämlich die Oppenheimers und die Wertheimers, und mehrere tolerierte Familien gab, bestand keine Gemeindeorganisation. Die Gottesdienste wurden in privaten Häusern abgehalten, in denen ein Raum als Betraum adaptiert worden war. So war es vor allem der Friedhof mit seiner Infrastruktur wie dem schon erwähnten Siechenhaus, um dessen Administration sich die Präformation einer Gemeinde bildete. Nachdem in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Wiener Chewra Kaddischa von jungen Leuten gegründet wurde, übernahm sie die Aufgaben, die bisher von den Mitgliedern der Familie Oppenheimer wahrgenommen worden waren"). Die Besitzverhältnisse aber blieben unverändert. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde der

Friedhof zu einem Kristallisationspunkt (Dr Wiener Gemeinde.

Diese Entwicklung ist ein schönes Beispiel dafür, wie der Friedhof, der eine vielfältige, gemeinsame Betreuung erforderte, die Entstehung von Institutionen förderte und die Keimzelle einer später auch von außen anerkannten Gemeinde wurde.

Außerhalb Wiens siedelten sich Juden in Dörfern an, die zu den Grundherrschaften weltlicher Adelliger gehörten. Eine besondere Siedlungsdichte fällt südlich von Wien, nördlich der Donau zwischen Sierndorf und dem Eingang in die Wachau sowie schließlich in einer parallel dazu verlaufenden Zone im Wein und Waldviertel, die ihre größte Dichte im Bereich Hollabrunn, Kadolz, Schrattenthal, Zellerndorf und Stockern erreicht, auf. Die Zahl der angesiedelten Familien war sehr unterschiedlich. Ebenfurth mit 24 Familien beziehungsweise Weitersfeld und Zwölfaxing mit je 20 Familien waren die größten jüdischen Siedlungen. 1669 lebten in Ebenfurth sogar 45 Familien"). Die genannten Zahlen stammen aus dem Zeitraum 1652 bis 1669, also aus einer relativ späten Zeit. Rückschlüsse auf das 16. Jahrhundert kann man nicht ziehen.

Wenn es überhaupt zur Bildung einzelner Gemeinden kam, waren diese im genannten Zeitraum zum Teil größer als viele mittelalterliche Gemeinden. Im Gegensatz zum Mittelalter wissen wir nicht, wie diese Siedlungen organisiert waren. Dies kann damit zusammenhängen, dass die rechtlichen Voraussetzungen für die Organisation jüdischer Gemeinden außerhalb Wiens

überhaupt fehlten, weil prinzipiell das Ansiedlungsverbot seit 1421 aufrecht war. Wir hätten also „wilde“ Siedlungen vor uns, in

denen man wohl zum Gebet zusammenkam, da und dort eine Begräbnisstätte errichtete, deren Mitglieder ihre Rechtsstreitigkeiten aber in Wien vor dem jüdischen Gericht hatten austragen müssen.

Die Entstehung von Friedhöfen am Rande der einzelnen Orte ist umso wahrscheinlicher, als es keine Erlaubnis für die Juden gab, ihre Toten über Land nach Wien zu führen. Tatsächlich gibt es eine Reihe von Beweisen, dass sich Friedhöfe an Orten befanden, die auch in den Steuerverzeichnissen 1652 bis 1669 genannt sind. Verloren ist ein Grabstein, der sich in Michelstetten befunden haben sollte (DD). Wenn wir auch nur mehr einen Bericht darüber haben und der Grabstein selbst wieder verschwunden ist, kann mit einiger Wahrscheinlichkeit die Existenz eines Friedhofes angenommen werden, denn in Michelstetten lebten im angegebenen Zeitraum sechs jüdische Familien, das heißt etwa 40 bis 50 Personen. Auch in Oberwaltersdorf bei Baden, wo immerhin zehn Familien lebten, wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts ein Grabstein gefunden (Z1).

Am klarsten ist die Situation in Rannersdorf. Dort wurde der Grabstein eines David Löb gefunden, der am 1. Oktober 1660 im Zusammenhang mit den Fleischhauerunruhen desselben Jahres die christlichen Fleischhauer hatten in Weitersfeld und Enzersdorf zur Selbstjustiz gegriffen, um sich vom Konkurrenzdruck der jüdischen Fleischhauer zu be-

freien erschlagen wurde. David Löb stammte aus Enzersdorf und war vermutlich auf seiner Flucht aus Enzersdorf ermordet und in Rannersdorf, wo acht jüdische Familien lebten, begraben worden (s). In Schönbühel bei Melk, wo zwei Familien lebten, wurden zwei Grabsteine gefunden (s).

Auch ein Friedhof in Tribuswinkel, wo acht beziehungsweise zu späterer Zeit zwölf Familien lebten, ist durch einen Grabsteinfund nachzuweisen" (s). Aufgrund der genannten Grabsteinfunde, die ausschließlich in Orten erfolgten, in denen nach dem Ausweis der Steuerlisten auch Juden lebten, kann geschlossen werden, dass sich an allen Orten jüdische Friedhöfe befanden. Dies deshalb, weil gemischte Friedhöfe damals nicht bestehen konnten, denn die christlichen befanden sich rund um die Pfarrkirche. Orte mit jüdischen Friedhöfen waren demnach: NiederAbsdorf, Achau, DeutschAltenburg, Bockfließ, Burgschleinitz, Chorherrn, Ebenfurth, Enzersdorf, Esselstain, Feldsberg und Hauskirchen, OberFellabrunn, Gänsweid, Gobelsburg, Grafenwörth, Heizendorf und Stockern, Greillenstein, Haindorf, Haugsdorf, Heidenreichstein, Heinreich, Hohenau, Hollabrunn, Immendorf, Jedenspeigen, GroßKadolz, Krottendorf, Laa an der Thaya, Langenlois, Loosdorf, Marchegg, Matzen, Mautern, Michelstetten, Neu Aigen, Nußdorf, Rannersdorf, Sachsengang, Schmida, Schönbühel, Schrattenthal, Schrems, GroßSchweinbart, Seebarn, Sierndorf, Sitzendorf und Zellerndorf, Spitz, Stein, Stetteldorf, Stranzendorf, Straß, Tribuswinkel, Waidhofen, Weitra, Waidhofen an der Thaya, Taxen und Dobersberg, Oberwaltersdorf, Weitenegg, Weitersfeld, Wetzdorf, Windsteig, Wolfpassing, Wolfsthal, Zellerndorf, Zwentendorf und Zwölfaxing (70).

Aus dieser Annahme ergibt sich eine kritische Anmerkung, die sich auf den folgenden Abschnitt bezieht. Es ist durchaus möglich, dass Friedhofsareale, die man dem 19. Jahrhundert zurechnet, in das 17. Jahrhundert gehören.

#### WANDLUNG ZU RELIGIONSGEMEINSCHAFT IM 19. JAHRHUNDERT

In Wien wurde der Friedhof in der Seegasse 1784 geschlossen, als aufgrund eines Patents von Joseph II. aus dem Jahre 1783 die Friedhöfe außerhalb des Linienwalles angelegt werden mussten".

Der jüdische Friedhof wurde nun vor der Nußdorfer Linie errichtet. Obwohl in Wien noch immer keine Gemeinde bestand, wurde bereits etwas später, noch vor der Erbauung der Synagoge, im Schriftverkehr häufig von der Judenschaft, ja sogar von Judengemeinde gesprochen. Spital und Friedhof, aber auch die jüdische Schule waren damals die Mittelpunkte der werdenden jüdischen Gemeinde, nachdem gerade in diesen Jahren ein neuer Vorstoß zur Errichtung einer Synagoge fehlgeschlagen war.

Seit den achtziger Jahren bemühte sich die niederösterreichische Regierung um eine ordnungsgemäße Regelung des Matrikelwesens, die man dem Wiener Magistrat übertragen hatte;'). Dabei wirkte sich das Fehlen einer jüdischen Gemeinde und eines Rabbiners, der mit der Aufsicht über die Matrikelführung beauftragt war, negativ aus. **Erst als 1826 die Synagoge errichtet und mit Isak Noah Mannheimer ein Funktionär tätig wurde, der zwar nicht als Rabbiner anerkannt war (er führte den Titel „Erster Religionslehrer und Prediger der Israeliten in Wien“), de facto aber als solcher wirkte, wurde auch ein eigenes Sterbebuch der Juden angelegt. 1834, also noch vor der offiziellen Anerkennung der Wiener Judenschaft als Gemeinde, wurde das Leichenhaus auf dem Friedhof erweitert"**.

Bildtext: Währing: Der Friedhof wurde bis 1884 belegt, 1873 fand die Eröffnung des jüdischen Teiles des Wiener Zentralfriedhofes statt.

Ähnlich wie in Wien gab es auch in Niederösterreich jüdische Friedhofsteile, noch bevor Kultusgemeinden entstanden. Nach 1848 bildeten sich in einigen Städten jüdische Gemeinden, die allerdings erst offiziell in Funktion traten, als 1890 das Israelitengesetz erlassen wurde. Areale für verstorbene Juden entstanden auch an Orten, die nicht Sitz einer Kultusgemeinde waren. Man begrub sie meist an dem Ort, wo sie gelebt hatten. Damit schien der Friedhof zunächst seine zentrale Funktion für die Gemeinde zu verlieren.

Nach 1890 kamen die Friedhöfe in die Verwaltung der zuständigen Kultusgemeinde. Ihre Bedeutung für das religiöse Leben war so groß, dass sie nun in einem anderen Sinne selbst über das Jahr 1938 hinaus zu einem geistigreligiösen Zentrum des jüdischen Lebens wurden. Die Funktion des Friedhofs als Mittelpunkt eines auch politisch-administrativ zu deutenden Zentrums wandelte sich zu einem ausschließlich religiösen Zentrum.

Es entspricht der allgemeinen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, dass Juden mehr und mehr lediglich als Religionsgemeinschaft aufgefaßt wurden, wobei diese Tendenz auch unter den Juden selbst immer stärker hervortrat. Im Sinne des eingangs Gesagten bedeutet dies einen neuerlichen assimilatorischen Schub, der mit der vorherrschenden geistigen Strömung im Judentum übereinstimmt. Der jüdische Teil eines allgemeinen Friedhofs wird zum Normalfall, wenn auch eine Abtrennung durch

eine Mauer oder ein Gitter seine eigene Sphäre noch kennzeichnet. Die von Leopold Moses aufgezählten Orte, an denen sich 1935 jüdische Friedhöfe befanden, entsprachen im wesentlichen dem Sitz von Kultusgemeinden: Amstetten, Krems, St. Pölten, Baden, Gänserndorf, Großenzersdorf, Hohenau, Hollabrunn, Horn, Kirchberg am Wagram, Klosterneuburg, Mistelbach, Mödling, Neulengbach, Neunkirchen, Waidhofen an der Ybbs, Wiener Neustadt und Zwettl. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Friedhof in DeutschWagram aufgelassen<sup>3</sup>). Wie schon zuvor bemerkt, gehören Grabfunde in kleineren Orten möglicherweise zum größten Teil in das 17. Jahrhundert.

#### **HISTORISCHE VERANTWORTUNG DER GEGENWART**

Die jüdischen Friedhöfe werden heute von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien verwaltet, die versucht, alle traditionellen Gewohnheiten bei der Pflege anzuwenden, und die auf ein würdiges Totengedenken größten Wert legt. Neu erwachende traditionelle Strömungen führen dazu, dass die im Mittelalter entstandenen Traditionen möglichst genau beachtet werden. So sind die Friedhöfe nicht nur eine sentimentale Reminiszenz an vernichtete Judengemeinden, welche die Nazigreuel überstanden haben, sondern auch Ausdruck lebendiger jüdischer Gemeindefradition. Die Kultusgemeinden dabei zu unterstützen, sollte aus einer richtigen Sicht der historischen Verantwortung selbstverständlich sein.

#### **Anmerkungen**

<sup>1</sup>) Encyclopaedia Judaica, Jerusalem al, Band 5, col. 272. Ernst M. Stein, Der jüdische Friedhof, in: Herbert Liedel, Helmut Dollhopf, Haus des Lebens, Würzburg 1985, 12.

<sup>2</sup>) Lazarus Goldschmidt, Der Babylonische Talmud, Band 8, Berlin 1935, 93. Stein (wie Anmerkung 2), 12 f.

Louis Finkelstein, Jewish SelfGovernment in the Middle Ages, New York 1964, 35. (z. B. das Verbot der Polygamie und die Ehescheidung gegen den Willen der Frau).

<sup>3</sup>) Salo Wittmayer Baron, The Jewish Community, Band 1, Philadelphia 1945, 283; formuliert etwas eigenartig: „The cemetery was .. the most frequent criterion of communal allegiance“. Ich habe im Text eine sehr freie Übersetzung von „allegiance“ gewählt, die mir am ehesten den historischen Sinn dieser Einrichtung zu erläutern scheint.

Zu diesem Rechtsinstitut ausführlich: Artur Rosenberg, Beiträge zur Geschichte der Juden in Steiermark ((Duellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in DeutschÖsterreich, Band 6), Wien/Leipzig, 1914, 12 if. Rosenberg (wie Anmerkung 7), 12.

<sup>4</sup>) Klaus Lohrmann, Judenrecht und Judenpolitik im mittelalterlichen Österreich, Wien 1990, 74.

<sup>5</sup>) Johann Evangelist Scherer, Rechtsverhältnisse der Juden in den deutschösterreichischen Ländern, Leipzig 1901. Vergleiche weiters: Lohrmann (wie Anmerkung 9), 75 f.

<sup>6</sup>) Leopold Moses, Die Juden in Niederösterreich, Wien 1935, 114.

<sup>7</sup>) Lohrmann (wie Anmerkung 9) 53 if.

Zur gesamten Frage des Wiener Friedhofs im Mittelalter: Ignaz Schwarz, Das Wiener Ghetto. Seine Häuser und seine Bewohner (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in DeutschÖsterreich, Band 2), Wien 1909, 53 ff.  
Gertrud Gerhartl, Geschichte der Juden in Wiener Neustadt, in: Hugo Gold, Geschichte der Juden in Österreich, Tel Aviv 1971, 91.  
Germania Judaica II/2, Tübingen 1968, Artikel Krems, und Hannelore Hruska, Die Geschichte der Juden in Krems an der Donau von den Anfängen bis 1938 (Dissertation, Wien 1979); Band 1, 191, 291-293; Band 2, 395-379.  
\*) Zu diesem an sich wenig erforschten Gebiet: Walter Messing, Beiträge zur Geschichte der Juden in Niederösterreich im 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 1939, 11 ff.

Vergleiche beispielsweise in Judenordnung vom 18. Mai 1536: Alfred Francis Pribram, Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien, Band I (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in DeutschÖsterreich, Band 8), Wien 1918, 1 Nummer 1.

\*\*) Besonders zu verweisen ist auf das Ansiedlungsprivileg Ferdinands II. für die Juden vom 6. Dezember 1624: Pribram (wie Anmerkung 17), 84 ff. Nummer 52.

\*\*) Bernhard Wachstein, Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien, Band 1 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in DeutschÖsterreich, Band 4), Wien 1912.

Siehe dazu kurz: Klaus Lohrmann (Herausgeber), 1000 Jahre österreichisches Judentum (Ausstellungskatalog, Eisenstadt 1982), 383 Katalognummer 219.

\*\*) Bernhard Wachstein, Die Wiener Chewra Chadischa, Wien 1930.

Moses (wie Anmerkung 11), 84, Tabelle.

Moses (wie Anmerkung 11), 87. Moses (wie Anmerkung 11), 87 ff.

Moses (wie Anmerkung 11), 88 und 104.

\*) Moses (wie Anmerkung 11), 88.

) Moses (wie Anmerkung 11), 84 und 89. \*\*) Moses (wie Anmerkung 11), 84.

1000 Jahre österreichisches Judentum (wie Anmerkung 20), 382

Katalognummer 217.

3\*) Pribram (wie Anmerkung 17) Band 2, 189: Kaiser Franz gestattet 1811 der hiesigen Judengemeinde, ein Haus für eine jüdische Schule zu erwerben.

\*) Zur Entwicklung des Matrikelwesens die Dokumente bei Pribram (wie Anmerkung 17) Band 2, Register unter dem Stichwort Matrikelführung, 659.

\*\*) Wiener Stadt und Landesarchiv, Matrikeln der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, Band 1.

Pribram (wie Anmerkung 17) Band 2, 465 Nummer 481.

\*\*) 1000 Jahre österreichisches Judentum (wie Anmerkung 20), 381 Nummer 212.

f;) Moses (wie Anmerkung 11), 116 ff. Diese Liste ist trotz der folgenden Bemerkung sicher unvollständig. Er fügt zwar noch Bruck an der Leitha, Korneuburg und Marchegg hinzu, wo sich einzelne jüdische Gräber befanden, erwähnt aber nicht Tulin.

**EIN STREIFZUG DURCH NIEDERÖSTERREICHS JÜDISCHE FRIEDHÖFE**

# jüdische Friedhöfe in Niederösterreich

Elisabeth Kollerglück

Das Aufsuchen jüdischer Friedhöfe in Niederösterreich wird zum erschütternden Erlebnis: Wo es keine Juden mehr gibt, bleiben auch die Friedhöfe tot. Sie werden nicht besucht, wenig, erst in letzter Zeit etwas mehr gepflegt. Es finden keine Begräbnisse statt. So klein diese Friedhöfe oft sind — kaum größer als ein Garten, stehen manches Mal nur wenige Grabsteine in einem verborgenen Winkel, in einem Fall, in Tulln, nur ein einzelner, in Marchegg gar keiner mehr.

Die erst im späten 19. Jahrhundert gegründeten oder wiedergegründeten jüdischen Gemeinden wollten für Generationen vorsorgen und kauften oft unter größten Opfern Friedhofsareale, nicht ahnend, dass die nächste Generation die letzte sein würde. Jene, die überlebten und zurückkehrten, schrieben dann auf Grabsteine, die zum Mahnmal wurden: vergast Auschwitz, gestorben Theresienstadt. „Hier ruhen fünf, hier ruhen sechzig unbekannte Märtyrer“, heißt es auf Gedenksteinen in Stockerau oder Bruck an der Leitha. Für zweitausend Juden, die den Transport ins KZ nicht überlebten, steht ein Denkmal auf dem Friedhof von Felixdorf.

**VERGESSEN, VERWILDERT, VERLOREN**

Als ich 1980 auszog, dem Schicksal der Synagogen in Niederösterreich nachzuspüren, und anschließend begann, die vergessenen jüdischen Friedhöfe zu suchen, war es noch ein kleines Abenteuer, sie aufzufinden. Selten wußten Einheimische von ihrer Existenz. Ich spreche hier nicht von den großen Städten wie St. Pölten, Baden, Mödling oder Stockerau, wo die jüdischen Totenstätten zumeist neben den christlichen liegen. In einigen Fällen, wie in Mistelbach, waren sie auch damals schon frei zugänglich und ordentlich gepflegt. Draußen zwischen den Feldern fanden wir dann mitunter ein Stück Land, von einer hohen Mauer umgeben und viel zu klein, um einen Landsitz zu umschließen, wie den Hohenauer oder den Großenzersdorfer Friedhof. Damals schon begann man, sie zu umbauen. Selten liegen diese Friedhöfe an großen Straßen, eher etwas abseits, ihre Tore sind versperrt oder mit einer Kette gesichert, manche findet man in einem kleinen Wäldchen versteckt, wie jene von Gänserndorf oder Oberstockstall. Zu ihnen führt nicht einmal ein ausgetretener Pfad. Ein schillernder Fasan sonnte sich während meines Besuches auf einem der umgefallenen Grabsteine, es war ein Bild des Friedens, hätte man nicht gewußt, warum dieser Friedhof nicht mehr belegt wird und so beinahe in Vergessenheit geraten ist.

Seit ich als erste nach dem letzten Krieg, wie mir aus dem Archiv der Nationalbibliothek bekannt ist, nicht als Wissenschaftlerin, sondern als Kulturjournalistin über diese Friedhöfe schrieb, ist viel geschehen. Kultusgemeinde, Denkmalamt, Gemeinden, nicht zuletzt die verdienstvolle „Aktion 8000“, aber auch einzelne Lehrer mit ihren Schulkindern (wie in Wien Floridsdorf) haben sich bemüht, die Judenfriedhöfe zu sanieren, umgeworfene oder gefallene Steine aufzustellen, Unkraut und Gebüsch zu roden.

**TOTENSTÄTTE | EN TRADIEREN GESCHICHTE**

Ein Gang zu den jüdischen Friedhöfen in Niederösterreich, der übrigens 1991 bereits ein anderes Bild als noch vor zehn Jahren bietet, ist aber auf jeden Fall ein Gang zurück in die Geschichte der Juden im Land rund um Wien. Eine Geschichte, die in vielfacher Hinsicht eng mit den Geschicken der Juden in Wien zusammenhängt: Wurden sie in der Stadt verfolgt und ausgewiesen, wurden sie zumeist auch auf dem Land vertrieben. Jahrhundertlang wurden sie schikaniert, gemaßregelt, gedemütigt und doch waren sie immer wieder da. Ihre Toten fuhren sie kilometerweit nach Wien, tagereisenweit nach Böhmen, Mähren oder Ungarn; vielleicht auch auf manchen Pest oder Cholerafriedhof, der von Waidhofen an der Thaya wurde im Volksmund Judenfriedhof genannt. Schon nach den Bestimmungen aus der Babenbergerzeit war es verboten, von den Totentransporten der Juden Abgaben einzuheben. Für Juden aus der Steiermark oder dem damaligen Österreich brauchte keine „Maut“ gezahlt werden.

## FRIEDHOF KÄRNTNERTOR

erster Friedhof vor Kärtnertor

Noch im vorigen Jahrhundert hatten Historiker angenommen, es hätte im Mittelalter nur einen zentralen jüdischen Friedhof in Wien gegeben. Er ist 1368 im „Greut“ vor dem Kärtnertor dokumentiert und wurde wahrscheinlich 1421 zerstört. Diese Annahme ist inzwischen überholt. Zwar ist kein mittelalterlicher Judenfriedhof in Niederösterreich erhalten, aber da und dort tauchten hebräisch beschriftete Steine auf etwa in Wiener Neustadt, wo sechs davon, frisch renoviert, in die westliche Stadtmauer eingelassen wurden. Andere kamen nach Wien auf den Friedhof in der Seegasse und sind dort ebenfalls noch in der Friedhofsmauer zu entdecken. In Krems erkannten Denkmalschützer 1982 eine der Stufen, die zur Piaristenkirche führen, als jüdischen Grabstein; er wurde geborgen. In der Westmauer des Turmes dieser Kirche haben möglicherweise einst Protestanten den Grabstein des Rabbi Nachlifa (gestorben 1429) eingemauert. Auch im Kremser Stadtmuseum gibt es noch wissenschaftlich unbearbeitete Fragmente solcher Grabsteine. Krems, die Stadt am wichtigen Handelsweg Donau, ist auch eine der wenigen Städte des Landes, von der Nachrichten über das Vorhandensein eines mittelalterlichen Judenfriedhofes stammen: Er lag zwischen Krems und Stein. In Hainburg soll sich ein ebenso alter Judenfriedhof am Osthang des Schloßberges befunden haben. Dass es auch in Mödling an der Gumpoldskirchnerstraße einen jüdischen Friedhof gegeben haben soll, wird angezweifelt.

Im 1192 gegründeten und planmäßig angelegten Wiener Neustadt siedelten sehr bald auch Juden. Ihr Friedhof ist in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dokumentiert — der Grabstein des Simcha, Sohn des Baruch, trägt das Datum 1252 —, er lag außerhalb der Stadtmauer bei der Kapuzinerkirche. Im 13. Jahrhundert war die Wiener Neustädter Judengemeinde nach Wien die größte im Land. Sie besaß eine berühmte Talmudschule mit dem gelehrten Rabbi Israel Isserlein. Die große mittelalterliche Judenaustreibung fand dort nicht wie in Wien 1421, sondern erst 1496 unter Maximilian statt. Zweimal hatte der Kaiser die Frist ihres Abzugs verlängert, da man sie „mit irn weibern und kindern in der kelten nicht auf dem velde beleihen und verderben“ lassen könnte (Gertrud Gerhard,

Geschichte der Juden in Wiener Neustadt). Die Ausgewiesenen wurden in Eisenstadt und Marchegg angesiedelt, die Synagoge wurde zur christlichen Kirche, der Judenfriedhof zu einem Garten, die Grabsteine fanden beim Bau der gewaltigen Kapuzinerbastei sowie wenig pietätvoll als Deckplatten für Kanäle Verwendung. Bei der Demolierung der Bastei 1846 fand man, wie schon erwähnt, die hebräisch beschrifteten Steine, die großes Aufsehen erregten.

Judenrichter, gassen, bäder, schulen, märkte finden sich im 13. und 14. Jahrhundert häufig dokumentiert. In manchen Orten, zum Beispiel in Tulin, wurden „Judenbücher“ für jüdischen Grundbesitz angelegt. Andernorts erhielten sich in Ried und Flurnamen Hinweise auf eine ehemalige Besiedlung. In Schwechat gab es ein Judengangi, in Ternitz Judengraben und äcker, in Kirchschatz eine Judenleiten, in Katzelsdorf Judenfurt und brücke, in Grafenwörth eine Flur namens Judenzipf, in Wolkersdorf den Flurnamen „Im unchristen Juden“ und in der Buckligen Welt sogar einen Judenbauer. In Traiskirchen stand eine Judenmühle. Allerdings muss dort nicht unbedingt ein jüdischer Müller tätig gewesen sein: Gerade Mühlen, die im Volksglauben mit dem Teufel in Verbindung stan

den, konnten eben auch mit so etwas Garstigem wie einem Juden zusammenhängen. Ebenso weisen Judenäcker oder leiten eher auf jüdischen Besitz als auf jüdische Bauern hin. Auch könnte die Bezeichnung aus dem altgermanischen Jäte (Riese, Haide) abstammen und in verschiedenen Zusammenhängen zu Jude verballhornt worden sein, wie Leopold Moses in seinem Werk „Die Juden in Niederösterreich“ schreibt. Der Riedname Judenfriedhof in Traiskirchen dürfte allerdings das Vorhandensein eines mittelalterlichen Friedhofes an dieser Stelle anzeigen.

In vielen Orten Niederösterreichs hatten die mittelalterlichen Judenaustreiber so vollkommene Arbeit geleistet, dass bis ins späte 19. Jahrhundert keine Judengemeinden und damit auch keine Friedhöfe mehr entstanden sind. Wellen von Pogromen gingen um 1337/38 durch das Land, beispielsweise in Korneuburg, Langenlois, Melk, Mistelbach, Raabs an der Thaya oder Retz. 1338 gab es die berühmte „Hostienschändung“ von Pulkau. 1347/49 folgten unter anderem Mautern und Tulin, und im Gefolge der Vertreibung der Wiener Juden 1420/21 wurden in Bruck an der Leitha, Haag, Hainburg, Herzogenburg, Marchegg, Mödling, Tulin und anderen Orten Juden ausgetrieben. 1496 folgten Wiener Neustadt und Neunkirchen. Erst 1642 kam es bei Langenlois zur berühmten „Gobelsburger Judenfreiheit“ der Familie Poliheim, 1643 nahm in Ebenfurth die Herrschaft Unverzagt Juden auf, in Zistersdorf die Herrschaft Aithan. In Marchegg gab es den Schutzjuden des Grafen Salm, und oft waren es protestantische Familien, die Juden schützten.

## **FRIEDHOF SEEGASSE, WÄHRING**

Seegasse, Währinger Friedhof

### **EINBLICK IN DAS LEBEN DER JUDEN**

Das Vorhandensein von jüdischen Friedhöfen ist aus einem bestimmten Grund besonders interessant: Die dicht hebräisch beschriebenen Grabsteine enthalten, anders als christliche, neben dem berühmten „Lob“ seiner guten Taten oft auch Mitteilungen über Herkunft, Leben und Arbeit des

Verstorbenen, die allesamt Rückschlüsse auf den Wanderungsweg und die soziologisch-soziale Infrastruktur der Gemeinden zulassen. Um also die jüdischen Friedhöfe vom 16. Jahrhundert bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts weiterzuverfolgen, führt der Weg unweigerlich nach Wien, denn auf dem Land versiegt dieses lebendige Geschichtsbuch. Im 9. Wiener Gemeindebezirk, in der heutigen Seegasse, wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der „Freithof im Oberen Werd“ (Rossau) angelegt, dessen Areal zur Gänze und dessen Grabsteine zumindest teilweise bis heute erhalten sind.

Die älteste, gut lesbare Grabinschrift stammt von 1582, damals wurde Ester, Tochter des Akiba, beigesetzt. Kaiser Josef II. verfügte 1784 die Verlegung von Friedhöfen innerhalb des Stadtgebietes nach außerhalb der Linie. So entstand der ebenfalls noch erhaltene „Währinger Judenfriedhof“, der von 1784 bis 1884 belegt wurde. Diese zwei Friedhöfe bergen also ungeheuer Interessantes über die Wiener und die österreichische Judenschaft insgesamt.

Sehr gut vermag man in der Seegasse zu erkennen, dass die Judengemeinde vor der leopoldinischen Judenaustreibung von eher armen oder bürgerlichen Handelsleuten geprägt war: Davon zeugen heute noch gebräuchliche Namen wie Rappaport, Austerlitz, Pollak, Fischhof, Bermann, Broda, Hildesheim oder jener Koppel Frank!, dessen Familie die Erhaltung des Friedhofs im „Oberen Werd“ bis zum heutigen Tag zu danken ist. Die Fränkl hatten damals mit der Gemeinde Wien einen Vertrag abgeschlossen — „der Judenschaft ... Gräber unveränderlich bleiben lassen zu wollen.“ — und dafür den enormen Betrag von 4000 Gulden bezahlt. Auch der berühmte Rabbi Sabbatai Scheftel Horowitz, der dort heute noch als heilig verehrt wird, starb bereits vor 1670. Bis zum 25. Juli 1670 mussten alle Juden Wien verlassen haben. Doch Kaiser Leopold brauchte Geld, nicht zuletzt um die Türkenkriege zu finanzieren. So berief er wenig später reiche Juden nach Wien zurück. Die Zeit der Hofjuden brach an, die Zeit der Oppenheimer und der Wertheimer, die die Judengemeinde im 18. Jahrhundert prägten. Bereits 1690 und 1696 wurde im „Oberen Werd“ wieder beigesetzt, zum Beispiel eine Oppenheimer-Verwandte Hendl, die Frau des Moses Oppenheimer. Die Arnstein, Pereira, Schlesinger, Spitzer, Lemberger, Gomperz, Guggenheim, Geldern und manche andere kamen im 18. Jahrhundert nach Wien. An den Grabinschriften konnte man die komplizierten Heiraten und Verschwägerungen der reichen Wiener Judenschaft ablesen. Aber auch die Texte der Inschriften sind in ihrer Poesie und Dramatik einzigartig: „Einer guten Tat wich er nicht aus, besser ist sein Name als wohlriechendes Öl ...“ „Seine Hände waren nicht gebunden, Almosen auszuteilen, und seine Füße waren nicht gefesselt, einer guten Tat nachzugehen ... „Sein Handel war in

Treue mit Nichtjuden und Juden ...“; „Vom Dorfe zog er in die Stadt, um Gebote und die Andacht genauer erfüllen zu können ...“ Für die Frauen waren die Sprüche kürzer und persönlicher: „Lieblich in ihrem Tun wie eine saftige Rose ...“; „Die Welt ist mir finster, die Schritte sind mir verengt, weggestorben ist mir meine Frau, die fromme, die schuldlose ...“

Aber nur wenige der großen, repräsentativen Grabsteine stehen heute noch in der Seegasse. So fehlt etwa der Sarkophag mit dem vergoldeten Wappen und den zwei Löwenköpfen des 1703 in Wien verstorbenen Samuel Oppenheimer, dessen Inschrift begann: „O Geschlecht, halte Rückschau!

Stimmt ein Klagelied an ... füllet euer Herz mit Kummer ... ", oder jene des 1724 verstorbenen Simson Wertheimer „... der Mann, der vor Königen gestanden" und eine unglaubliche Verehrung erfahren hatte. Möglicherweise wurden ihre Grabsteine an Ort und Stelle auf dem Seegassenfriedhof vergraben, denn es ist unschwer vorstellbar, dass es den halbverhungerten, ausgemergelten Juden von 1943 unmöglich war, die repräsentativen, tonnenschweren Grabmäler wegzuschaffen. Noch in diesem Jahr haben Wiener Juden die Grabmäler ihrer Vorfahren in einer riesigen Grube auf dem Wiener Zentralfriedhof bei Tor IV geborgen. Der Seegassenfriedhof blieb genau 41 Jahre lang verschwunden. Erst am 4. September 1984 wurden die wiederaufgestellten Steine es war nur ein Teil der ursprünglich vorhandenen 931 gefunden worden wieder als Friedhof geweiht.

Von wo wir all dies wissen? Das grundlegende Werk über den Friedhof in der Seegasse ist dem Historiker und damaligen Archivar der Kultusgerneinde, Bernhard Wachstein, zu verdanken. Er hat die Grabsteine erfaßt und bearbeitet, nicht nur ihre Inschriften ins Deutsche übersetzt, sondern auch die Genealogien der einzelnen Persönlichkeiten, so weit es ihm möglich war, sogar ins Ausland verfolgt. Sonstige Dokumente, etwa Testamente, aus den Stadtarchiven hat er den Grabbeschreibungen beigefügt, so dass dieses Werk einen ungemein lebendigen Einblick in das jüdische Leben vom Ende des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ermöglicht.

In Niederösterreich finden wir auf dem Lande nichts Vergleichbares. Die Vorstellung von einem ländlichen Judenfriedhof des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vermittelt aber sehr gut der Friedhof von Schaffa in Mähren, dem heutigen Safov, westlich von Znaim und nur wenige Kilometer von der niederösterreichischen Grenze gelegen: Genau im Jahr 1670, als die Wiener Juden und zum Beispiel auch jene von Waidhofen an der Thaya ausgesiedelt wurden, entstand diese kleine autonome Judenstadt nördlich der Thaya und damit zugleich ihr Friedhof. Die Herrschaft Starhemberg von Schloß Frain hatte die Vertriebenen als Schutzjuden aufgenommen, sie waren hauptsächlich im Textilhandel, aber auch als Handwerker tätig.

Die Nationalsozialisten hatten sich nicht die Mühe genommen, die etwa zweitausend Grabsteine zu verwüsten. Lediglich die Mauer dürfte der Bevölkerung als Ziegelspender gedient haben. Man findet in Schaffa neben kleinen, halbversunkenen, reich

hebräisch beschrifteten barocken Steinen die meisten im Mazebastil , auch Biedermeier und Historismus Grabsteine (zur Hälfte deutsch, zur Hälfte hebräisch). Sogar einen Stein mit Jugendstilanklängen und schließlich, bis in die dreißiger Jahre reichend, solche in ländlich vereinfachter Form kann man entdecken. Hier finden sich erneut die schon aus der Seegasse bekannten Namen Bermann, Spitzer, Kohn, Hirsch, ferner Herzog, Fürnberg, Riesenfeld, Mandl, Deutsch, Pick, Diamant, denen man dann auch auf niederösterreichischen Friedhöfen des 19. Jahrhunderts begegnet. Die in der Seegasse noch alten Psalmen vergleichbaren Inschriften entarten um die Jahrhundertwende in rührselige Stammbuchverse: „Ihres Gatten Stolz, ihrer Kinder Zier, unvergesslich allen bleibt sie für und für ...". Die hebräischen Inschriften freilich müßte ein Mensch vom Schlage Bernhard Wachsteins entziffern, um den Friedhof von Safov als berührendes menschliches und kulturhistorisches Denkmal wissenschaftlich erschließen zu können.

## tote Totenstätten

Wenn wir nun einige der jüdischen Friedhöfe in Niederösterreich besuchen, so soll nochmals betont werden, dass alle bis heute erhaltenen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen, wenn auch, etwa in Neulengbach, ein einzelner Grabstein mit dem Datum 1 81 7 vorhanden ist. Nördlich der Donau, näher dem rettenden Mähren, gibt es mehr Judenfriedhöfe als südlich. Großenzersdorf und Hohenau lagen einst weit draußen in den Feldern, werden aber nun von der Verbauung immer mehr eingeengt. Das beeinträchtigt den stimmungsvollen Platz von Hohenau, der von vier riesigen Linden beschattet ist. Dort fanden wir übrigens einen kleinen, hebräisch beschrifteten Grabstein, wie er in Niederösterreich eher sel

ten ist. Mit der Gründung dieses Totenhains, der kaum zu einem Viertel des Areals belegt ist, hat es eine besondere Bewandnis: Früher wurden die Toten aus Hohenau in der Tschechoslowakei bestattet. Als 1 879 eine Jüdin an Flecktyphus starb, durfte ihr Leichnam wegen der Seuchengefahr nicht weggeführt werden. Das Begräbnis auf dem katholischen Friedhof konnte nur mit Gendarmerieassistenten durchgeführt werden, so aufgebracht war die Bevölkerung. Um eine Wiederholung zu vermeiden, wurde eiligst, noch im selben Jahr, der jüdische Friedhof gegründet.

Einer der schönsten Judenfriedhöfe des Landes ist der von Mistelbach. Hier sieht man die eher seltenen Doppelgrabsteine, die wie Gesetzestafeln aussehen, wie jene der Familie Löwenrosen. Auch Juden mit Namen, denen wir schon begegnet sind — sei es auch drüben in Nikolsburg, wie Moritz Pink, Sonnenschein, Feldberg, Schläfrig, Karpeles, Hahn, Heller, Broda, Isak Abeles wurden hier begraben. Leopold Edelhofer hatte die Gnade, schon 1934 zu sterben. Nicht so „Franziska 62, Helene 4 1, Fred 1 1, Elfi 6 ...“ „Vergast in Auschwitz“ steht darunter.

Zum ersten Mal fanden wir auf dem Grabstein der Julie Kolb eine in Plastik gestanzte Adresse: Josef Kolb aus der Center Street in Guliver City, Kalifornien, sucht über dieses Grab Angehörige seiner auseinandergerissenen Familie. Vielleicht, so möchte man hoffen, hat sich inzwischen jemand bei ihm gemeldet. Die Familien Drill und Zweig stammten aus Laa an der Thaya ("Die Stütze brach, der einzige Sohn, die Hoffnung ruht im Grabe schon"). Doch wer weiß, was ihm erspart geblieben ist. Auch auf dem Grab Drill fand sich eine amerikanische Adresse: „Hier ruhest Du sanft, hier liegst Du schön gebettet, vor vielem Leiden hat Dich Gott errettet“. Das wurde 1934 eingraviert, und der rührselige Spruch erlangt nachträglich tiefere Bedeutung.

Auch der Friedhof von Hollabrunn ist schon seit geraumer Zeit frei zugänglich und gepflegt. Hier fanden noch 1976 und 1978 Beisetzungen statt. Wie auf vielen anderen jüdischen Friedhöfen kann man hier die segnenden Hände, Symbol des Priesters oder eines Nachfahren von ihm, sowie den Krug des Leviten, des Tempeldieners oder helpers, auf Grabsteinen eingeritzt finden. „Zum ewigen Gedenken an unsere unglückliche Ruth Fürnberg, die im 1 1 . Lebensjahr am 1 1 . Juli 1944 im KZ Auschwitz von Faschisten ermordet wurde, tief betrauert von ihren unglücklichen Eltern und ihrem Bruder“ —

welches Schicksal, von dem der Stein kündigt! Wie konnten Eltern und Brüder überleben?

In Horn dauert es eine Weile, bis man am Abhang hinter der Kaserne den Judenfriedhof findet. Sein

natürlich abgesperrter Eingang ist in jenem neomaureschen Stil gehalten, der so typisch wurde für viele Bauten, vor allem die Synagogen des späten 19. Jahrhunderts. In Zwettl gab es um 1900 nur 15 Juden — die Judengemeinden auf dem Land darf man sich grundsätzlich nicht groß vorstellen —, und doch haben sie neben dem christlichen Syrnauer Friedhof am Hang des ehemaligen Galgenberges ihre eigene Totenstätte errichtet. Allerdings hat man, wie allgemein üblich, auch viele Tote aus der weiteren Umgebung in Zwettl begraben. Dieser Friedhof wurde niemals angetastet, auch unter Hitler nicht. Jüdische Friedhöfe wurden mehrfach auf dem Galgenberg, der ehemaligen Hinrichtungsstätte, angelegt, zum Beispiel auch in Neulengbach, was gewiß kein Zufall ist.

Krems besitzt neben dem mittelalterlichen bereits den zweiten Judenfriedhof des 19. Jahrhunderts. Von jenem auf der Kremsleiten, 1853 gegründet, ist so gut wie nichts mehr zu sehen. Der von 1881, einst außerhalb und still gelegen, wird jetzt von der Schnellstraßenauffahrt umrundet.

**ZEITZEUGEN UNVERSTANDEN, GESCHANDET, ASSIMILIERT**

In Stockerau fallen, wie auch andernorts, die verkehrt stehenden, mit der Inschrift vom Grab weggedrehten Steine auf. Es gibt mehrere Erklärungen dafür: In diesen Gräbern wurden die Toten mit den Füßen zum Grabstein gebettet, um sich bei der Auferstehung besser an dem Stein anhalten zu können. Eine andere Ansicht sagt, gläubige Juden sollten mit dem Kopf nach Jerusalem begraben sein. Der Ordnungshüter auf dem Stockerauer Judenfriedhof hat sich zu einem stadtbekanntem Original entwickelt. Er erzählte uns, wie man ihn früher zu diversen umgeworfenen Steinen geholt hat, um sie wieder aufzustellen. Er weiß von Liebespaaren, die sich auf dem stillen Friedhof einnisteten, und auch von peinlichen Vorkommnissen von verschiedenen anderen Friedhöfen. Etwa, dass in Tulin ein Steinmetz die Grabsteine fortgeschafft hat, so dass heute nur mehr ein einziger zu finden ist. (Die Kultusgemeinde ist gegen Grabschänder verhältnismäßig hilflos. Sie erfährt oft erst nach Tagen von eventuellen Verwüstungen, die es leider immer noch gibt, und kann letztlich nur Anzeige gegen unbekannte Täter erstatten.) Schließlich sehen wir noch einen Gedenkstein für die Stockerauerin Helene Pulgran mit der lapidaren Aufschrift: „Geboren 1864, gestorben 1942 in Theresienstadt - Auch 78jährige wurden ins KZ geschleppt!

Beinahe integriert in den christlichen Friedhof sind die neun jüdischen Gräber in Korneuburg. Dort hat die Kultusgemeinde zwölf Gedenktafeln mit Namen ohne Daten aufgestellt. 60 namenlose Juden, die man 1944/45 außerhalb der Friedhofsmauer eingescharrt hatte, liegen auf dem katholischen Friedhof von Bruck an der Leitha. Sie waren vor Hunger, Schwäche und Kälte beim Bau des „Ostwalls“ umgekommen. Der damalige Totengräber Rosner hat die Namen der Toten, soweit er sie erfahren konnte, auf einer Liste aufgeschrieben. Seine Enkelin bewahrt diese Liste heute noch auf. Und es berührt merkwürdig, dass, nach einer uralten Nachricht, in Bruck auch schon im Mittelalter Juden vor der damaligen Friedhofsmauer verscharrt worden sein sollen.

In Klosterneuburg entstand relativ früh, schon 1873, der Friedhof auf ähnliche Weise wie in Hohenau: ein Jahr vorher starben Simon Rosner und Josef Erber, 22 und 11 Jahre alt, an der Cholera. Ihre Leichen konnten nicht, wie sonst üblich, nach Wien gebracht, sondern mussten auf dem katholischen Friedhof begraben werden, obwohl ihre Eltern „Tag und Nacht darüber weinten“. Worauf der Bethausverein sofort den Ankauf des Friedhofareals mit herrlichem Blick über die Donau beschloß, und schon bald konnten die Choleraleichen exhumiert werden. Allerdings geriet die Klosterneuburger Judengemeinde dadurch in große Schulden, die schließlich mit „vier Fleischkreuzern“ pro Kilogramm Koscherfleisch hereingebracht wurden. Auch die Entstehung der Klosterneuburger Judengemeinde ist überliefert: 1845 erhielt der erste „Binkjud“ (Hausierer) die Erlaubnis, sich mit seiner Familie anzusiedeln, weil er einen von einem Dieb gestohlenen sakralen Gegenstand erwarb und dem Stift zurückgab.

An der Westbahnstrecke spiegelt der Friedhof von St. Pölten (neben dem christlichen) ähnlich wie in Mödling und Baden ein bereits bürgerliches und assimiliertes Judentum wider. Sein Aussehen nähert sich dem eines christlichen Totenhains. Winzige Totenstätten gibt es in Michelndorf und Göttzbach an der Ybbs, vor allem aber Neulengbach besaß eine sehr alte Judentradition. Auch sein Friedhof ist erst vor wenigen Jahren saniert worden. Der Judenfriedhof in Mödling war, wie mehrere andere auch, bis vor kurzem recht verwildert und überwuchert. Mittlerweile wurden die Steine aufgestellt und das Gestrüpp gerodet. Dort fallen die vielen Davidsterne auf, ein Symbol, das ansonsten eigentlich viel weniger Verwendung findet, als man denken würde. Betroffen machen die vielen Gedenkinschriften und Mahnmale für deportierte und ermordete Juden.

Als wahrscheinlich schönsten jüdischen Friedhof in Niederösterreich darf man wohl den von Baden ansprechen. Auf einem Hang mit prächtigem Blick gegen das Helenental situiert war auch er einst weit außerhalb der Stadt zwischen Feldern und Weichselbaumkulturen gelegen und wurde zwischenzeitlich bereits von der Verbauung eingeholt. Man sieht wertvolle Steine mit bekannten Namen, wie Popper, Menzel, Stern, Engel, und das Grab David Leitners, des langjährigen Vorstehers der Chewra Kaddischa. Hier gibt es, eine Seltenheit für solche Friedhöfe, einige neue Gräber und sogar Blumen darauf. Hier liegen auch, was uns schon andernorts aufgefallen ist, kleine Steinchen in Schalen, Zeichen des Besuchs eines Angehörigen: „Ewig denke ich Dein, der unvergängliche Stein soll es bezeugen“. Die Familie Felbermaier betreut bereits in dritter Generation diesen Friedhof und ist wie übrigens auch die Betreuerfamilien in Horn und in Göttzbach an der Ybbs eng mit ihrer Aufgabe verbunden. Eduard Felbermaier war Zeuge, wie die Nazis am Tag nach der Reichskristallnacht, am 10. November 1938, die prachtvolle Zeremonienhalle in die Luft sprengten. Sie war ein Werk des

Badener Architekten Franz Breyer und ähnelte mit ihrer Flachkuppel und den kleinen Steinpyramiden ein wenig einer Moschee. Die schöne Verglasung erstrahlte, besonders abends, in orangefarbenem Licht. Ein Gedenkstein an der Stelle, an der der Bau gestanden hat, erinnert an die Reichskristallnacht.

Das Judentum in Österreich hat sich geändert, assimiliert, an fast allen der 26 niederösterreichischen Judenfriedhöfe kann man es ablesen. Nur wenige Grabsteine sind noch hebräisch beschrieben, wenn doch, dann sind sie auch

deutsch übersetzt. Man meißelt nicht mehr Texte im Stil der alten Psalmen ein, die so theatralisch, aber gleichzeitig auch so poetisch waren. Heute genügt: vergast Auschwitz, gestorben Theresienstadt. „Wehe rufe ich aus ...“ könnte ein solcher Text heute beginnen oder „Darob weine ich bitterlich ..“

## **JUDISCHE FRIEDHÖFE BEDÜRFEN DER INSTANDSETZUNG**

### **Jüdische Friedhöfe bedürfen der Instandsetzung**

**Werner Kitlitschka**

Nach der Rettung der unmittelbar vom Abbruch bedrohten Synagoge von St. Pölten, die 1984 in einem Festakt abgeschlossen werden konnte, wurden in den achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre die Bemühungen um die Erhaltung der jüdischen Friedhöfe intensiviert. Besonderen Anteil an den betreffenden Aktivitäten hat die „Aktion 8000“, die der Wiedereingliederung Arbeitsloser in neue Arbeitsprozesse dient.

Im Bundesland Niederösterreich befinden sich mehr als 25 jüdische Friedhöfe, beispielsweise in den Gemeinden Baden, Dürnkrut, Gänserndorf, Göttsbach an der Ybbs, Großenzersdorf, Hohenau, Hollabrunn, Horn, Klosterneuburg, Krems, Michelndorf, Mistelbach, Mödling, Neulengbach, Neunkirchen, Oberstockstall, Stockerau, St. Pölten, Waidhofen an der Thaya, Wiener Neustadt und Zwettl.

Dankenswerterweise haben einzelne Gemeinden auch unmittelbar die Pflege dieser Friedhöfe auf ihre Kosten übernommen. Durch Unterstützungen des Bundes und des Landes Niederösterreich konnten die Bemühungen verschiedener Initiativgruppen um die Rodung und Instandsetzung einzelner Friedhöfe wirkungsvoll gefördert werden. Als eines der glücklichsten Beispiele aus dieser Reihe ist der Friedhof von Krems hervorzuheben.

Nach den vielerorts bereits weit gediehenen Aufräumungsarbeiten, die den jüdischen Friedhöfen als Gesamtanlage ein einigermaßen erträgliches Erscheinungsbild vermitteln, ist aber noch in vielen Fällen die Restaurierung der individuellen Grabdenkmale notwendig. Viele Grabsteine wurden böswillig beschädigt oder weitgehend zerstört. Auch die Vernachlässigung während der vergangenen Jahre hat zu großen Schäden geführt.

Das Landeskonservatorat für Niederösterreich sieht in der Fortsetzung all dieser Sanierungs- und Pflegemaßnahmen eine kulturell und historisch ebenso wie ethisch bedeutende Aufgabe.

Schließlich darf auf die noch relativ gut erhaltenen Bauteile der mittelalterlichen Synagoge in Korneuburg nicht vergessen werden, die dringend substanzsichernder Interventionen bedarf. Es ist zu hoffen, dass Bund, Land Niederösterreich und Gemeinden hier ebenso zusammenwirken, wie dies hinsichtlich der Synagoge von St. Pölten der Fall war.

## **AUF DEN SPUREN JUDISCHEN LEBENS IM BURGENLAND**

### **jüdische Friedhöfe im Burgenland**

## **DAS ERBE DES „SCHEVVA KEHILOTH“**

**Shalom Fried**

Unter dem Begriff „Schewa Kehiloth“ (Siebengemeinden) des Burgenlandes sind jene jüdischen Gemeinden zusammengefasst, die sich im Herrschaftsbereich der Esterhazys befanden. Es sind dies Eisenstadt, Mattersburg, das früher Mattersdorf hieß, Kobersdorf, Deutschkreutz, das von den Juden „Zelem“ genannt wurde, Kittsee, Lackenbach und Frauenkirchen. Die Familie Esterhazy trat 1622 die Herrschaft in Eisenstadt und in der Grafschaft Forchtenstein an.

Es ist belegt, dass Kaiser Sigismund den Herren von Kanizsai im Jahr 1388 das Recht zubilligte, auf ihren Gütern insbesondere in Eisenstadt

Juden anzusiedeln. Eine jüdische Gemeinde in Deutschkreutz ist erstmals im Jahr 1404 nachweisbar. Infolge der Vertreibung der Juden aus Wiener Neustadt (1496) und aus Ödenburg (1526) vergrößerte sich die Eisenstädter Gemeinde. Mitte des 16. Jahrhunderts entstand das Eisenstädter Judenviertel (Ghetto), das bis 1671 existierte. Etwa gleichzeitig mit der Bildung der Siebengemeinden entstanden im Herrschaftsbereich der Batthyany's die Gemeinden Rechnitz, Güssing und Stadtschläining. Die jüdische Gemeinde Gattendorf ist ins 19. Jahrhundert zu datieren.

Die Besonderheit der Siebengemeinden war die Autonomie jeder Kehilah (Gemeinde), die jeweils in Selbstverwaltung über Jeschiwoth (TalmudToraSchulen, traditionelle Ausbildungsstätten für junge Männer), Mikwaoth (rituelle Bäder), Schachter und Chewra Kaddischa (Beerdigungsbruderschaft) verfügte. Jede Gemeinde hatte zudem ihren eigenen, separaten Friedhof. Alle genannten Gemeinden waren orthodoxe Gemeinden, in denen die Stellung des Rabbiners als religiöses Oberhaupt unangetastet war und etwa der einer Art von König entsprach. Die sorgfältig dokumentierten und gut aufgeschlüsselten Akten und Schriftstücke der „Schewa Kehiloth“ befinden sich heute im Jüdischen Zentralarchiv des Burgenländischen Landesarchivs in Eisenstadt. Daneben gibt es in Eisenstadt auch ein jüdisches Museum im Wertheimer-Haus, das auf Initiative von Universitätsprofessor Kurt Schubert gegründet wurde (Eröffnung 1982).

### **PESONLICHES ENGAGEMENT**

Den meisten Juden aus dem Burgenland gelang es, nach ihrer Vertreibung — sie wurden von den NS-Organen „nur“ vertrieben und nicht deportiert oder ermordet — nach Israel oder in die USA zu emigrieren, wo sie auch heute noch vorwiegend mit ihren Nachkommen leben. Jene aber, die nach der Vertreibung nach Wien oder ins Wiener Umfeld gingen, wurden zum Großteil in die Vernichtungs- und Konzentrationslager gebracht oder sofort ermordet. Zum Gedenken an die Siebengemeinden gründeten burgenländische Juden und

ihre Nachkommen eine berühmte Siedlung in Jerusalem, die „Kiryat Mattersdorf“ heißt. Institutionelle Einrichtungen wie Schulen, Synagogen oder auch Straßen wurden dort nach berühmten Persönlichkeiten aus den Siebengemeinden benannt und tragen so dazu bei, die Erinnerung auch in nachfolgenden Generationen wachzuhalten.

Anfang der achtziger Jahre besuchten meine Frau und ich gemeinsam Frauenkirchen und Deutschkreutz. Es schmerzte uns zu sehen, in welchem schlechtem Zustand sich die dortigen Friedhöfe befanden. Nach der Rückkehr nach Israel kam es daher auf mein Betreiben hin zur Gründung des „Weltvereins der burgenländischen Juden und ihrer Nachkommen, Austria“. Ich begann, Briefe an den österreichischen Innenminister, den Bundeskanzler sowie den Landeshauptmann des Burgenlandes zu schreiben. Alle Antwortschreiben enthielten die Mitteilung, dass die jüdischen Friedhöfe Eigentum der Israelitischen Kultusgemeinde seien und dass man sich nicht in deren Belange einmischen wolle. Der Innenminister erklärte außerdem, dass zu seinem Ressort aber sehr wohl Massengräber aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs gehören. Aus dem Kanzlerbüro kam sogar die Zusage, grundsätzlich behilflich sein zu wollen.

Ende der achtziger Jahre versicherte uns der damalige burgenländische Landeshauptmann Theodor Kery seiner Unterstützung. Sein Nachfolger Hans Sipötz sagte schließlich die Übernahme der Sanierungskosten von rund 1,2 Millionen Schilling für den Deutschkreutzer Friedhof zu, wenn von privater Seite ein Anteil von 350.000 Schilling, also fast ein Drittel, aufgebracht würde. Diesen erforderlichen Betrag stellte der „Weltverein der burgenländischen Juden und ihrer Nachkommen, Austria“ 1988 zur Verfügung. Die Instandsetzungsarbeiten begannen allerdings erst drei Jahre später. 1991/92 wurde die Mauer saniert, ein schönes Tor gebaut und der Friedhof grundsätzlich in Ordnung gebracht. Grabsteine, die man in der NS-Zeit zum Bau einer Terrasse vor dem Schloss in Nikitsch verwendet hatte, wurden auf den Deutschkreutzer Friedhof zurückgebracht. Die burgenländische Landesregierung versprach zudem, jährlich 250.000 Schilling zweckgebunden für Säuberung und Instandhaltung jüdischer Friedhöfe im Burgenland zur Verfügung zu stellen.

#### **VERPFLICHTUNG GEGENÜBER DEN TOTEN**

Ein Friedhof ist nach unserer Religion ein „ewiges Heiligtum“, dessen Areal in keinem Fall umgewidmet werden kann und darf. Die sakrale Bedeutung von Friedhöfen steht weit über jener von anderen heiligen Stätten und Plätzen. Das Grab ist auf ewig Eigentum des Bestatteten. Nach der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, kann man daher auch kein Friedhofsareal verkaufen. Ein jüdischer Friedhof besteht aber nicht nur aus Grabsteinen, das Wichtigste sind die dort Begrabenen. Nachdem es heute in den meisten Städten und Gemeinden Österreichs keine Juden und damit niemanden mehr gibt, der auf die jüdischen Friedhöfe achtet oder achten kann, stellt sich die Frage, wer diese moralische Aufgabe und Verpflichtung gegenüber den Toten erfüllen soll. In vielen Fällen übernahmen Städte und Gemeinden diese Verantwortung aus freien Stücken, einige andere wird man in der Zukunft darum bitten müssen.

In Deutschkreutz wurden während der Zeit des Nationalsozialismus fast alle Grabsteine des jüdischen Friedhofs zerstört oder vom Friedhof entfernt. Ein Teil der Grabsteine wurde in Häuser eingebaut, ein anderer Teil wurde zum Bau einer Terrasse vor dem Schloss im zehn Kilometer entfernten Ort Nikitsch benutzt. **38 Grabsteine befinden sich noch heute auf dem Areal des Wiener Zentralfriedhofs bei Tor IV.** Die Wiener Kultusgemeinde brachte sie nach 1945 dorthin, da man befürchten musste, dass auch die letzten Steine vom Friedhof verschwinden könnten. Auf dem Friedhofsgelände in Deutschkreutz gibt es auch ein Massengrab aus der NS-Zeit, in dem 265

ungarische Juden begraben sind, die von den Nazis noch 1 945 ermordet wurden.

Es ist überliefert, dass jener Mann, der sich in der NS-Zeit vehement für die Demolierung und Zerstörung des Deutschkreutzer Friedhofs einsetzte, in jenem Moment von seinem scheuenden Pferd getötet wurde, als er sich dem Grab des großen Rabbiners Menachem Katz näherte, dessen Grabstein er abtransportieren wollte. Aufgrund dieser Erzählung vermutete man, dass sich der Grabstein von Rabbi Katz noch immer auf dem Areal des Friedhofs befand. Trotzdem blieb er mehr als 30 Jahre lang verschollen. Man wusste nur, dass sein Grab als einziges von einem Gitter umgeben war. Als ich den Friedhof vor der Durchführung der ersten Sanierungsarbeiten besuchte, fand ich sogleich das Grab des Rabbiners Menachem Katz, das so viele Jahre vergeblich auf dem von Gestrüpp überwucherten Areal gesucht worden war. Der Grabstein der Rebbezin (Rabbinersgattin) war umgefallen und lag schützend auf dem Grab. Menachem Katz war mehr als 50 Jahre lang Rabbiner in Deutschkreutz gewesen. Er war ein berühmter Rabbiner, der auch von Kaiser Franz Joseph geschätzt wurde und in Seuchenzeiten auch Nichtjuden half und beistand. Bis heute kommen viele Leute aus der ganzen Welt an sein Grab, beten und hinterlassen Quittel.

1991 gab der „Weltverein der burgenländischen Juden und ihrer Nachkommen, Austria“ das Buch der Chewra Kaddischa (Beerdigungsbruderschaft) der heiligen Gemeinde Deutschkreutz „Pinkas Chewra Kaddischa de Kehilah kedoschah Zelem“ als limitierte Faksimile-Ausgabe heraus. Die Ausgabe besteht aus drei Teilen und umfasst nur die Zeit von 1849 bis 1938. Die letzte Eintragung ins Sterbebuch ist der Todesfall und das Begräbnis der Gitel Feigelstock vom 29. Tewel 5698 (1938). Mit dieser Eintragung war das Sterbebuch voll. Danach kam es zu keiner Beerdigung mehr, da die burgenländischen Juden vertrieben wurden. Das Friedhofsbuch enthält auch einen Teil der Chronik der Deutschkreutzer jüdischen Gemeinde: An Erev Bosch Haschana 5618 (1858), dem Vorabend zum jüdischen Neujahrsfest, waren die Juden in der Synagoge und beteten. Plötzlich erzitterten die Wände des Bethauses. Die Anwesenden erschrakten sehr, Panik brach aus, und alle stürzten ins Freie. Dabei wurden zwei Gemeindemitglieder zu Tode getreten. Später versuchte man, die Ereignisse zu deuten, und sagte, das sei die Strafe des Himmels gewesen, weil kein Friede unter den Mitgliedern der Gemeinde war.

Eine andere Begebenheit in Deutschkreutz ist uns nur mündlich überliefert: Nichtjuden verspotteten einmal die Juden, indem sie einen Mann auf eine Bahre legten und einen jüdischen Begräbniszug (Lewaija) imitierten. Vor dem Haus des Rabbiners Menachem Katz hielten sie zur Verhöhnung eine Hespel (Begräbnisrede). Einige der Juden liefen daraufhin zum Rabbiner und berichteten ihm von der frevelhaften Tat der Nichtjuden. Der Rabbiner aber antwortete: „Habt keine Angst. Der, der oben auf der Bahre liegt, wird nicht mehr aufstehen“. So war es, er stand nicht mehr auf, sondern starb dort auf der Bahre liegend.

Aus Lackenbach ist überliefert, dass es eine Zeit gab, in der in diesem Ort ausschließlich Juden wohnten. Auf dem Friedhof selbst gibt es über 2.000 Gräber. Im Zweiten Weltkrieg wurden auf diesem jüdischen Friedhof auch Zigeuner begraben. Laut Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, darf man jedoch Juden und Nichtjuden nicht ohne bauliche Trennung auf einem

gemeinsamen Friedhof begraben. Deshalb werden ein Zaun und ein Weg errichtet, sodass ein wirklich separater Platz für die jüdischen Gräber entsteht.

In meinem Auftrag wurde eine Abschrift der Inschriften aller Grabsteine und ein erster Friedhofsplan erstellt. Noch gibt es liegende und umgefallene Grabsteine, die man aufstellen muss. Für eine umfassende Sanierung fehlen aber vor allem finanzielle Mittel. Es ist zu hoffen, dass die in der Welt verstreut lebenden Nachkommen der Juden aus Lackenbach und die Gemeinde Lackenbach bereit sind, Geld zu spenden und aktiv mitzuhelfen.

Der jüdische Friedhof von Kobersdorf war noch vor wenigen Jahren sehr vernachlässigt. Er befindet sich außerhalb des Ortes in einem Wald und ist von einer Mauer und einem Zaun umgeben. Mittlerweile wurde er im Auftrag der burgenländischen Landesregierung gereinigt und zeigt sich heute in einem gut gepflegten Zustand. Interessant ist, dass Kobersdorf der einzige Ort der Siebengemeinden ist, in dem das Gebäude der Gemeindesynagoge bis heute erhalten blieb. (In Eisenstadt blieb die Haussynagoge im WertheimerHaus bestehen.) Als die Nationalsozialisten die Synagoge zerstören wollten, bat sie der alte Kobersdorfer Bürgermeister Manfred Fuchs, von ihrem Vorhaben abzulassen, denn der Erbauer des Bethauses, Rabbiner Schaag, hatte viel Wert darauf gelegt, die Synagoge genau in Richtung Jerusalem auszurichten. So gelang es, das Gebäude zu retten. Es ist zu hoffen, dass die Gemeinde Kobersdorf auch zukünftig darauf achten wird, das ehrenvolle Andenken der Synagoge zu wahren.

In Eisenstadt gibt es zwei jüdische Friedhöfe. Die Inschriften des alten jüdischen Friedhofs neben dem Spital der Barmherzigen Brüder wurden im Jahre 1922 von Bernhard Wachstein, dem bekannten Bibliothekar der Wiener Kultusgemeinde, in seinem berühmten Werk „Die Grabinschriften des alten Judenfriedhofs in Eisenstadt“ dokumentiert. Der älteste Grabstein stammt aus dem Jahr 1679. Derzeit werden Anstrengungen unternommen, einen quer durch den Friedhof und über Gräber führenden Weg, den Anrainer als Abkürzung benützen, zu schließen. Auf dem Friedhof ist neben anderen der große Oberrabbiner Maram Asch bestattet, der das Buch „Ba'al panim meirot“ (hebräisch: „Leuchtendes Antlitz“) verfaßte. Auch die Eltern des Rabbi Akiva Eger fanden auf diesem Friedhof ihre letzte Ruhestätte. Der letzte Rabbiner von Eisenstadt, Rabbiner Schlesinger, lebt heute in Tel Aviv. Der andere jüdische Friedhof in Eisenstadt, der sich in der Carl Moreau Straße, in der Nähe des Altersheimes, befindet, wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet.

Überlieferten Erzählungen zufolge war Mattersdorf die älteste jüdische Siedlung des Burgenlandes. Die erste Familie, die sich dort niederließ, bestand aus sechs Brüdern und trug den Familiennamen „Schischa“ (hebräisch: „sechs“). Mattersdorf war eine große Gemeinde, deren Geschichte in der Dissertation des derzeitigen Amtsdirektors der Wiener Kultusgemeinde, Avshalom Hodik, umfassend aufgearbeitet wurde. Auch der große, durch seine Arbeiten über die jüdische Folklore berühmte Rabbiner Max Grunwald hat die Mattersdorfer Gemeinde in den „Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde“ dokumentiert. Für die einstige Größe und Bedeutung der Mattersburger Judengemeinde finden sich heute jedoch kaum noch Anzeichen, der Mattersburger Friedhof ist „leer“. Jene Steine, die noch vorhanden waren, wurden neben dem Tor in die Friedhofsmauer eingelassen.

Nicht bestätigte Informationen besagen, dass das Bett des neben dem Friedhof fließenden Bachs mit Grabsteinen ausgekleidet wurde. Gepflegt und in Ordnung präsentiert sich der Friedhof von Frauenkirchen. Es ist ein relativ kleiner Friedhof, der vor allem lokale Bedeutung hatte. Der jüdische Friedhof in Kittsee befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses Esterhazy, sozusagen im Hof des Schlosses. Er steht als einziger jüdischer Friedhof in Österreich völlig unter

Denkmalschutz und ist in einem beispielhaft guten Zustand. Professor Shlomo Spitzer aus Israel ist im Besitz einer Photodokumentation des Friedhofs. Neben den Friedhöfen der Siebengemeinden gibt es im Burgenland auch andere jüdische Friedhöfe. Jener in Oberwart, der vermutlich erst in der Zwischenkriegszeit angelegt wurde, ist gut erhalten. Stadtschlaining besaß sogar drei Friedhöfe. Entgegen der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, wurden jedoch zwei von der Grazer Israelitischen Kultusgemeinde verkauft. Auf einem der beiden Friedhofsareale wurde bereits gebaut, auf dem zweiten wurden alle Grabsteine von den Gräbern genommen und im Ganzen oder zerschlagen zu einer Mauer verbaut. Vom dritten Friedhof ist bereits die Hälfte verkauft. Der unverkaufte Teil besteht noch als Friedhof. Diese unverständliche und gegen das jüdische Religionsgesetz gerichtete Vorgangsweise kann keinesfalls gebilligt, sondern muss auf das Schärfste kritisiert werden. Kein Jude in der Welt kann damit einverstanden sein. Die Güssinger jüdische Gemeinde besaß einen großen Friedhof. Heute sind zwei Drittel des Areals verkauft, ein Teil davon bereits bebaut. Das noch existente Drittel ist ein offenes Feld, auf dem sich keine Grabsteine und kein Denkmal befinden. Wohin die Grabsteine gebracht wurden, ist unbekannt. Große Probleme gibt es auch auf dem Rechnitzer Friedhof, wo immer wieder Gräber geschändet, geöffnet und von Vandalen heimgesucht werden. In Rechnitz gibt es auch den sogenannten „Kreuzstadel“. Dort wurden im Frühjahr 1945 zirka 200 zu Zwangsarbeit verpflichtete Juden begraben, nachdem die Nationalsozialisten sie ermordet hatten.

## **Erinnerungsbuch**

Das berühmte Erinnerungsbuch der Chewra Kaddischa der Gemeinde Rechnitz aus dem Jahr 1833 beziehungsweise 5593 nach jüdischer Zeitrechnung befindet sich als Dauerleihgabe im Jüdischen Museum in Eisenstadt. Zehn Bilder zeigen den Lebenszyklus eines jüdischen Mannes von der Geburt bis zum Tod.

## Geburt

Geburt; die Wöchnerin liegt im Bett. Neben ihr befindet sich auf zwei Stühle gebettet das Neugeborene. An ihrem Himmelbett, über der Tür und an den verschlossenen Fenstern finden sich Amulette aus Papier mit der Aufschrift „Mazal Tov' (viel Glück. Papieramulette, die Kind und Mutter vor allein gegen Lilith schützen sollten, wurden im Burgenland vielfach im Zimmer der Wöchnerinnen angebracht.

## Beschneidung

Brith Mila (Beschneidung; in der Synagoge wird das Kind beschnitten. Die Inschrift am unteren Bildrand „Möge er heranreifen zu Tora, Chuppa und guten Taten“ ist ein üblicher Wunsch beziehungsweise Gratulationspruch der Gäste und Verwandten nach der Beschneidung\_

## Firmung

Bar Mizwa; der Junge ist nun 13 Jahre alt und legt zum ersten Mal die Tefillin (Gebetsriemen) an Arm und Kopf an.

## Hochzeit

Hochzeit; aus dem Jungen ist ein Mann geworden, der zusammen mit seiner Braut unter der Chuppa (Hochzeitsbaldachin) steht. Der Text am unteren Bildrand entstammt der Hochzeitszeremonie, wenn der Bräutigam der Braut den Ring ansteckt: „Siehe, Du bist mir angetraut mit diesem Ring nach dem Gesetz von Mose und Israel.“

Agonie; um den Sterbenden haben sich fünf Mitglieder der Chewra Kaddischa (Beerdigungsbruderschaft) versammelt, die Gebetsbücher in Händen halten.

## Krankheit

Krankheit; vor dem Bett des Kranken steht ein Arzt, der keine Kopfbedeckung trägt. Ein Schreiber am rechten Bildrand zeichnet den letzten Willen des Kranken auf.

## Agonie

Agonie, um den sterbenden haben sich 5 Mitglieder der Chewra Kadischa (Beerdigungsbruderschaft) versammelt, die Gebetsbücher in Händen halten.

## Begräbniszug

Lewaija (Begräbniszug); ein mit einem schwarzen Tuch überdeckter Sarg wird von ChewraBrüdern getragen. Links im Bild ist der Ruf der zwei münzensammelnden ChewraMänner angebracht: „Wohltätigkeit errettet vom Tod!“

## Begräbnis

Kewuiah (Begräbnis); die in Leintücher gehüllte Leiche wird von zwei ChewraMännern ins Grab gesenkt. Der Text am unteren rechten Bildrand „Gott möge trösten!“ ist einer jener Trostsprüche, die den Trauernden gesagt werden, wenn sie das Grab durch die Mitte der spaliertehenden Teilnehmer des Begräbnisses verlassen.

## Auferstehung

Auferstehung der Toten; die Toten steigen weiße Totenkleider tragend aus ihren Gräbern hervor. Die Mauern des Friedhofs zerbersten, einige Gräber sind offen.

### KADISCHA"

Im November 1991 gründeten einige Personen, die sich bereits jahrelang für die Erhaltung und Dokumentation jüdischer Friedhöfe in Österreich eingesetzt hatten, den gemeinnützigen Verein „Kadischa“, für den Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg die Ehrenpräsidentschaft übernommen hat. Ziele und Anliegen des Vereins sind:

- q österreichweite Kontaktaufnahme und Zusammenarbeit mit Privatpersonen, Gruppen, Organisationen und Institutionen, die sich mit jüdischen Friedhöfen und Begräbnisstätten beschäftigen;
  - q Auflistung jüdischer Friedhöfe und Begräbnisstätten sowie auch von Einzel und Massengräbern aus der NSZeit sowie Erstellung einer Zustandsdokumentation;
  - q Erstellung beziehungsweise österreichweite Koordination und Förderung wissenschaftlicher wie auch heimatkundlicher Dokumentationen jüdischer Friedhöfe und Beerdigungsstätten;
  - q Dokumentation von Schändungen jüdischer Friedhöfe und Begräbnisstätten in Österreich;
  - q Suche und Dokumentation von sich in Privatbesitz befindlichen hebräischen und jiddischen Dokumenten (besonders Matrikelbücher, Chewra Kaddischa und Beerdigungsbücher, Gebetbüchern und rituellen Gegenständen.
- Praktische Anliegen sind, dass der rituelle Charakter jüdischer Friedhöfe und Begräbnisstätten gewahrt werden muss, dass sie gepflegt werden sollen und dass Grabsteine, die sich nicht mehr an ihren ursprünglichen Plätzen befinden, retourniert werden.

## UMGANG MIT DEM TOD IM SPIEGEL DER ZEIT

# Umgang mit dem Tod im Spiegel der Zeit

## „WIR WURZELN IM GRABE EINER ÄLTEREN WELT“

Gerda Mraz

Es begann mit dem Verdrängen aus dem Bewußtsein und endete mit dem Verdrängen der Sterbenden aus der Gesellschaft. Sie sollen in Ruhe sterben können, sagte man und schob sie in ein abgelegenes Kammer!, wo sie zwar tatsächlich in Ruhe sterben konnten, aber auch einsam sterben mussten.

Im Mittelalter war der Sterbende im Christentum nicht allein. Der Tod bedeutete kein Ende, sondern den Schritt von einem Leben in das andere oder auch einen Augenblick der Metamorphose mitten im Leben, in dem einen, ewigen Leben.

„Wir wurzeln im Grabe einer älteren Welt“ ist dem Buch „Kunst und Kult der Grabstätten“ von Adolf Hüppi als Motto vorangestellt. Dem heutigen Wissen um das biologische Weiterleben in den Nachkommen steht ein Gedanke zur Seite, der auf dem Glauben beruht und der so eigentlich das Band zwischen Toten und Lebenden darstellt: die Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele. Dieser Glaube, dass es etwas an uns Menschen gibt, das der Vergänglichkeit entzogen ist, prägte die abendländische Kultur, ja war nach dem an der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert lebenden englischen Geschichtsschreiber Beda Venerabilis der Grund dafür, dass die Germanen das Christentum annahmen. Unsterblichkeit: ewige Sehnsucht oder frevelhafte Anmaßung eines göttlichen Reservates oder immanentes „Wissen“ um größere Zusammenhänge?

## IN VERBUNDENHEIT MIT DEN TOTEN

Der Glaube an die unsterbliche Seele hat Folgen für den Umgang mit dem „entseelten“ Leib: Nicht wegen der etwas kleinlich anmutenden Annahme, die Vernichtung dieses Leibes, etwa durch Verbrennung, könne die Auferstehung behindern, sondern um diese Wohnung der Seele zu ehren, begrub man die Toten. Grab und Leichenschändung stoßen auch heute noch besonders ab. Wie könnte das sein, wenn nicht etwas in uns dagegen spräche, dass wir es nur mit „Materie“ wie dem toten Körper, Erde oder Stein zu tun haben. Im Mittelalter starben die Menschen im Regelfall in der Familie, Freunde waren da, oft auch Nachbarn. Bei hochgestellten Persönlichkeiten erweiterte sich der Kreis um weltliche und geistliche Amtsträger sowie Persönlichkeiten des Hofes. Mönche starben umgeben von ihren Mitbrüdern, besonders heiligmäßige Männer und Frauen starben „öffentlich“ in der Kirche, in Gegenwart der Gläubigen, die sich an dem vorbildlichen Ende erbauen konnten das gab Kraft, dem Sterbenden ebenso wie den Überlebenden. Auf dem Lande starb man noch zu Beginn unseres Jahrhunderts auf diese Weise: Meine Nachbarin, Jahrgang 1919, hatte als Kind Diphtherie. Man hatte sie aufgegeben; rund um die Uhr saßen die Schwestern, selbst noch Kinder, an ihrer Seite und sangen Totenlieder.

In einer Gemeinschaft zu sterben, ist nicht nur der Wunsch vieler Todgeweihter, es hat auch Bedeutung für die Überlebenden: Man war oft und oft dabei man wußte, wie „es“ vor sich gehen konnte. Die Vertrautheit ließ nicht soviel Angst aufkommen. Die „besonderen“ Toten wurden in der Kirche begraben. So blieben sie gegenwärtig. Die Friedhöfe waren rund um die Kirche angelegt, ebenfalls ein Ausdruck der Verbundenheit mit den Toten.

**VERTRAUTHEIT UND HOFFNUNG GEPAAART MIT ZWEIFEL UND ANGST**

Freilich gab es auch für den Menschen im Mittelalter manches, was den Idyllencharakter störte, qualvoll Sterbende zum Beispiel. Engel und Teufel balgten sich am Sterbebett um die flüchtige Seele, wie man das in der Buchmalerei sehen kann. Wogen die bösen Taten schwerer als die guten, drohte der Seele ewige Verdammnis oder wenigstens für viele Hunderttausende von Jahren das Fegefeuer. Abt Odilo von Cluny stiftete am 2. November des Jahres 1029 das Allerseelenfest, nachdem er die Stimmen der vom Teufel gepeinigten Sünder aus dem Ätna hatte klagen hören. Der Glaube schuf eine doppelte Bindung an die Toten: Solange der Mensch lebt, sündigt er, und beständig wandelt er auf jenem schmalen Grat, von dem er in die Verdammnis stürzen kann. Was, wenn er in Sünde stirbt und der Gemeinschaft mit Gott (noch) nicht würdig ist? Beten und Opfern für die armen Seelen wurden zum festen Bestand des

christlichen Totenkultes. Ein heiligmäßiger Toter hingegen kann zum Fürbitter für die Sünder auf Erden werden, ein geschlossener Kreis der Toten und Lebenden. Auf den Gräbern der Märtyrer, über ihren toten Körpern, wurden in den Katakomben Messen gefeiert; über dem Grab Petri baute man die Papstkirche. Die Altäre aller Kirchen der Welt enthielten eine Reliquie, ein Stück vom Leib eines toten Heiligen. Auch damit war die gemeinsame Präsenz der Lebenden und der Toten gegeben.

Am meisten aber erschreckte die Menschen der schnelle Tod, der im Gefolge der großen Pest von 1348 bis 1350 über die Länder fegte. Sie starben unvorbereitet, ohne Beistand, ohne versöhnlichen Ausklang, ohne Zeit für Reue, hineingeworfen in einen ewigen Tod. Die Deutung konnte nur sein: Gott straft die Menschheit für ihre Sünden. Der Verdammungscharakter des Todes nahm sprunghaft zu und mit ihm die Angst. Die Totentänze an den Wänden der Kirchen, an der Wende zur Neuzeit bereits in Druck verbreitet, stellten jedem, ob Kind, ob Greis, ob König oder Bettelmann, das unausweichliche Schicksal vor Augen und vermittelten so auch eine gewisse Genugtuung über die unbestechliche Gerechtigkeit dieses Reigenführers.

#### **NEUBEWERTUNG DES STERBENS**

Säkularisierungstendenzen am Beginn der Neuzeit setzten neue Wertmaßstäbe: Nicht die Aussicht auf das Jenseits, sondern das Hier und Jetzt zählte. Der Tod wurde zum Zerstörer des höchsten Gutes, der Individualität des Lebens.

In der Barockzeit hingegen, in einer der lebensfrohesten Epochen, waren die Menschen mit dem Tod auf du und du. Unzählige Vanitasbilder erinnerten an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Was bewog die Menschen, sich Totenkopfhumpen auf den Tisch zu stellen, deren Unterkiefer beim Stundenschlag auf und zuklappten? Oder von Totenkopfhumpen aus Fayence zu trinken? Oder „Memento Sargerin“ in jeder Ausführung für alle sozialen Schichten, aus ungelent geschnitztem Holz und Wachs bis hin zu kleinen

Kunstwerken aus Gold und Elfenbein, kleine Säрге mit einem darinliegenden Totengerippe, oft drastisch von Schlangen, Kröten und Würmern durchsetzt, zu kaufen? Die Begräbnisse wurden immer prunkvoller, die der Herrscher waren Schaustellungen, von Architekten, Malern, Komponisten und Dichtern gestaltete Kunstwerke. In den wichtigsten Kirchen Wiens, in den Städten der habsburgischen Länder, des Reiches und befreundeter Mächte, von Spanien quer durch Europa bis Konstantinopel standen die Trauergerüste über den Kenotaphen, Triumphpforten des Todes. Bis Joseph II. gegen den Prunk Sturm lief und erfolglos — den sparsamen Klappsarg verordnete. War dieses barocke Lebens und Todeshochgefühl ein Zeichen dafür, dass man ohne Angst in Einklang mit dem Sterbenmüssen lebte, oder aber war es ein apotropäischer Gestus?

Dieses fast allgegenwärtige „Memento mori“ („Denk an den Tod“), das die Menschen vor zu großer Hybris bewahren und ihnen die Vergänglichkeit alles Irdischen in Phasen besonderer Lebenslust in Erinnerung rufen sollte und schon den siegreichen Feldherren Roms beim Triumphzug ins

Ohr geflüstert wurde, verlor in der Aufklärung seinen mahnenden Klang. Gedanken an ein Jenseits hatten in den Philosophien des Empirismus, Skeptizismus und Materialismus keine Bedeutung mehr. Der alte Teufel, jahrhundertelanger Begleiter des Todes und eigentliche Angstfigur, denn die Angst vor dem Tod war eher die Angst vor dem Teufel, also vor dem ewigen Tod gewesen, hatte ausgedient. Kein Mensch fürchtete mehr den Teufel, die Angst hat sich ganz auf den Tod selbst, auf das Sterben verlagert.  
**AKZEPTIEREN UND BEWÄLTIGEN STATT ABSCHIEBEN UND VERDRANGEN**

Nach langer Zeit des Verdrängens melden sich heute wieder hie und da Stimmen, die sich mit dem Tod befassen. Das Ergebnis ist erschreckend: Nichts fürchten die Österreicher (nur diese?) mehr als das Sterben, heißt es. Es ist nicht lange her, da starb in meiner niederösterreichischen Heimatgemeinde eine alte Frau zu Hause bei ihrer Familie. Das jüngste Urenkelkind, ein sechsjähriges Mädchen, war ursprünglich nicht dabei. Man dachte, der Tod und der Anblick der Toten könnten dem Kind Angst machen. Aber dann wollte das Kind die Uroma sehen — es hatte keine Angst. Vielleicht wird es auch später angesichts des Todes wenigstens nicht die Panik empfinden, die viele vor dem großen Unbekannten erfaßt. Vermutlich ist das der bessere Weg als Wegschauen, Verdrängen oder Davonlaufen.

Sterben müssen sterben dürfen: Auch das ist heute wieder ein Thema, denken wir nur an die hin und wieder aufflammende Diskussion um sterbehilfe. Man beginnt, sich des todes wieder bewusst zu werden. Es ist zu hoffen, dass auch die sterbenden wieder in die gesellschaft aufgenommen werden.

## **AUTORENHINWEISE**

**DR. ERHARD BUSEK**

geboren 1 941 in Wien; Mittelschule und Studium der Rechtswissenschaften in Wien, 1963 Promotion. 1964 Zweiter Klubsekretär der Österreichischen Volkspartei. Von 1975 bis 1976 Generalsekretär der ÖVP, von 1 975 bis 1 978

Abgeordneter zum Nationalrat. Wichtigste kommunalpolitische Tätigkeiten in Wien: 1976 bis 1989 Landesparteiobmann der Wiener Volkspartei, von 1978 bis 1987 Vizebürgermeister. Seit 1989 Mitglied der Bundesregierung als Minister für Wissenschaft und Forschung, seit 1991 Vizekanzler und Bundesparteiobmann der ÖVP.

Publikationen (Auswahl): „Die unvollendete Republik“; „Demokratiekritik Demokratiereform“; „Qualitative Marktwirtschaft“; „Mut zum aufrechten Gang“; „Projekt Mitteleuropa“; „Wissenschaft, Ethik und Politik“; „Die Freiheit der Wissenschaft Uni versität und Universalität“.

#### **OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG**

geboren 1950 in Wien; Matura in Wien, anschließend Rabbinatsstudium in Israel. Abschluß des Studiums 1978. Im gleichen Jahr Übernahme der Aufgabe eines Jugend und Gemeinderabbiners unter seinem Vater, Oberrabbiner Dr. Akiba Eisenberg, in Wien. Seit 1983 Oberrabbiner der Israeli

tischen Kultusgemeinde Wien. 1988 vom Bundesverband der Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs zu deren Oberrabbiner bestellt.

#### **ELKE FORISCH**

Mittelschule in Klosterneuburg und Salzburg mit Matura 1956. Dann Heirat und zwei Kinder. Hobbyphotographin. 1970 Beginn einer dreijährigen Photographenlehre bei Elisabeth Höpler mit Gesellenprüfung 1973. Danach freischaffende Photographin. 1977 Geburt des dritten Kindes.

1982 Veröffentlichung des Bildbandes „Weinkeller Kellergassen“, 1985 des Photobuches „Donauauen“ zusammen mit Franz Antonicek. Beteiligung an den Bildbänden „Sound of Austria“, „Holz“, „Urlandschaften in Österreich“, „Wasser“. 1987 Photos für den Gedichtband „Oh, käm's auf mich nicht an! Theodor Kramer Ein Lebensbild“.

#### **SHALOM FRIED**

geboren 1946 in Israel als Kind aus dem Burgenland vertriebener Eltern. Gründer und Präsident des „Weltvereins der burgenländischen Juden und ihrer Nachkommen, Austria“. Seit 1987 Repräsentant von Athra Kadischa für Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei. Initiator und erster Prä

sident des 1992 in Wien gegründeten Vereins „Kadischa“ zur Pflege und Erhaltung heiliger jüdischer Stätten in Österreich, der sich österreichweit sowohl mit jüdischen Friedhöfen als auch mit Massengräbern aus der NSZeit befaßt.

#### **DR. WERNER KITLITSCHKA**

geboren 1938 in Klosterneuburg, Niederösterreich; Studien der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Österreichischen Geschichte an der Universität Wien. Ergänzung der Studien durch längere Aufenthalte in Belgien und den Niederlanden. 1962 Eintritt in den Dienst des Bundesdenkmalamtes. Seit 1974 als Landeskonservator für die Kulturgüter Niederösterreichs verantwortlich. Neben der Betreuung zahlreicher Restaurierungen und der Lehrtätigkeit an der Hochschule für angewandte

Kunst und der Universität Wien widmet er sich seit Jahren wissenschaftlichen Arbeiten zu Themen des 17. und des 19. Jahrhunderts.

**MAG. DR. ELISABETH KOLLERGLUCK**

geboren 1923 in Wien; Studium der Gebrauchs- und Zeitungsgraphik an der Hochschule für angewandte Kunst sowie Publizistik, Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Wien. Bildredakteurin bei der „Wiener Illustrierten“, der englischen „Weltpresse“ und der „Wiener Bilderwoche“. Von 1957 bis 1971 Kulturredakteurin der „Arbeiterzeitung“. Seither freie Kulturpublizistin, darunter ständige Mitarbeit bei den „NO Kulturberichten“ und der Kulturzeitschrift „Morgen“.

Bücher: „Unbekannter Jugendstil in Wien“; „Baudekor des Historismus“; „Otto Wagners Kirche am Steinhof“; „Jugendstil rund um Wien“; „Wiener Biedermeierhäuser“; „Wiener Hauszeichen“; „Carlo von Boog und Maueröhling“; „Altwiener Sagen, Ursprung und Deutung“. Ausgezeichnet mit dem Theodor Körnerpreis, dem Förderungspreis des Landes Niederösterreich für Journalistik und dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich.

**DR. FRANZ KARDINAL KONIG**

geboren 1905 in Rabenstein an der Pielach, Niederösterreich; Studium der Philosophie und Theologie in Rom, außerdem altpersische Religions und Sprachstudien. Priesterweihe 1933 in Rom. 1938 Domkurat in St. Pölten und Arbeit in der Jugend- und Kriegsgefangenen- und Seelsorge. 1952 Ernennung zum Titularbischof und zum Koadjutor des St. Pöltner Diözesanbischofs, im gleichen Jahr Bischofsweihe. Von 1956 bis 1985 Erzbischof von Wien. 1958 Kreierung zum Kardinal. Mitglied der „Zentralen Vorbereitungskommission“ für das II. Vatikanische Konzil. Leitung des vatikanischen „Sekretariats für die Nichtglaubenden“ von 1965 bis 1980. Als Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz auch Mitglied der von Papst Paul VI. eingesetzten Bischofssynode. Von 1985 bis 1990 Präsident von Pax Christi International. Publikationen (Auswahl): „Das Alte Testament und die altorientalischen Religionen“; „Christus und die Religionen der Erde“; „Religionswissenschaftliches Wörterbuch“.

**DR. KLAUS LOHRMANN**

geboren 1949 in Wien; Direktor des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, das seinen Sitz in der ehemaligen Synagoge in St. Pölten hat. Seit 1978 vor allem Beschäftigung mit der Geschichte der Juden im Mittelalter. 1982 Gestaltung der Eröffnungsausstellung des Österreichischen Jüdischen Museums in Eisenstadt. Lehrtätigkeit für mittelalterliche Geschichte an der Universität Wien. Von seinen Publikationen ist die Untersuchung „Judenrecht und Judenpolitik im mittelalterlichen Österreich“ hervorzuheben.

**DR. GERDA MRAZ**

geboren 1940 in Wien; Studium der Geschichte (bei Alphons Lhotsky) und Altphilologie an der Universität Wien, Promotion 1962. Ausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (Staatsprüfung 1965). Mitarbeit an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und am Universitätsarchiv. Leitung des Instituts für österreichische Kulturgeschichte

in Eisenstadt; Planung und Durchführung der burgenländischen Landesausstellungen „Maria Theresia als Königin von Ungarn“ (Halbtorn 1 980) und „Joseph Haydn in seiner Zeit“ (Eisenstadt 1982). Seit 1985 Geschäftsführerin des Museums Österreichischer Kultur in Eisenstadt. Publikationen (Auswahl): „Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Zeit in Bildern und Dokumenten“; „Österreichische Profile“ (beide gemeinsam mit Gottfried Mraz); „Das Josephinische Erzherzogliche A.B.C. oder Namenbüchlein“; „Prinz Eugen“.

#### **DR. ERWIN PROLL**

geboren 1 946 in Radlbrunn, Niederösterreich; Studium an der Universität für Bodenkultur in Wien, Promotion 1 976. 1972 Aufnahme der Tätigkeit im Österreichischen Bauernbund. 1980 Gründung des „Club Niederösterreich“ gemeinsam mit Ernst Scheiben seither Präsident des Clubs. 1 980 Angelobung zum Landesrat und 1981 Angelobung zum Landeshauptmannstellvertreter der Niederösterreichischen Landesregierung. Vorsitzender der Europäischen ARGE Landentwicklung und Dorferneuerung seit ihrer Gründung 1988. Seit 1991 stellvertretender Bundesparteioobmann der Österreichischen Volkspartei; seit April 1992 Obmann der Niederösterreichischen Volkspartei und seit 22. Oktober 1 992 Landeshauptmann von Niederösterreich.

#### **DKFM. ERNST SCHEIBER**

geboren 1 944 in St. Georgen, Steiermark; Matura an der Bundeshandelsakademie Graz, dann Studium an der Hochschule für Welthandel in Wien. Ab 1970 Sekretär in der Österreichischen Gesellschaft für Land und Forstwirtschaftspolitik, ab 1 974 verantwortlicher Redakteur der „Agrarischen Rundschau“. 1 978 Ernennung zum Geschäftsführer der Österreichischen Gesellschaft für Land und Forstwirtschaftspolitik, nunmehr „Ökosoziales Forum“. Im März 1980 Gründung des „Club Niederösterreich“ gemeinsam mit Erwin Pröll, seither Geschäftsführer des Clubs. Seit 1 988 Geschäftsführer

141

der Europäischen ARGE Landentwicklung und Dorferneuerung, seit 1991 Herausgeber der „Ökoenergie“.

#### **PATRICIA STEINES**

geboren 1960; seit 1986/87 Publikationen und Ausstellungen zum jüdischen Trauerbrauchtum und zu jüdischen Friedhöfen. Engagement im nationalen und internationalen christlich jüdischen Gespräch und für die „Aktion gegen den Antisemitismus in Österreich“. Abgeschlossene Aufarbeitung und Dokumentation des Währinger israelitischen Friedhofs und der beiden jüdischen Abteilungen des Wiener Zentralfriedhofs (1989 bis 1992). Neben freiberuflicher journalistischer Tätigkeit derzeit Mitarbeit an einer umfangreichen historisch und sozialwissenschaftlich orientierten Studie über jüdische Frauen in und aus Wien.

#### **DR. ERIKA WEINZIERL**

geboren 1925 in Wien; Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien. Ausbildung am Institut für Geschichtsforschung. Von 1948 bis 1964 Archivarin im Haus, Hof und Staatsarchiv Wien. 1961 Habilitation. 1964 bis 1992 Vorstand des Instituts für Kirchliche Zeitgeschichte in Salzburg. 1967 bis 1979 Professur für Österreichische Geschichte an der Universität Salzburg. Leiterin des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft. Seit 1979 Professur für neuere und neueste Geschichte an der Universität Wien.

Publikationen (Auswahl): „Österreichische Zeitgeschichte in Bildern“; „Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938–1945“.

Herausgeberin der Schrift „Zeitgeschichte“ seit 1973. Verfasserin zahlreicher Aufsätze und wissenschaftlicher Beiträge.

1985 Ehrenzeichen Erster Klasse für Wissenschaft und Kunst, Goldene Ehrenmedaille der Stadt Wien, 1988 Österreichischer Staatspreis für Publizistik.

## GLOSSAR

**ARON KODESCH:** Dieser Begriff bezeichnet den Tora-Schrein, in dem die Pergamentrollen mit der „schriftlichen Lehre“ aufbewahrt werden.

**ASCHKENASIM:** Mit diesem Begriff bezeichnet man die seit dem Mittelalter in Deutschland, Nordostfrankreich, Polen und Rußland lebenden Juden.

**CHAJJAT:** Das hebräische Wort bedeutet „Schneider“.

**CHEWRA KADDISCHA:** Der aramäische Begriff bedeutet „heilige Vereinigung“ und meint die „Beerdigungsbruderschaft“, die Kranke, Schwerkranke und Sterbende versorgt und sich im Todesfall um die Hinterbliebenen und die Bestattung des Toten kümmert.

**CHOMEZ:** Das „Gesäuerte“ wird im Hebräischen als „Chomez“ bezeichnet. Während des acht Tage dauernden Pessachfestes darf nur ungesäuertes Brot (Mazza, Mazzot) verzehrt werden.

**COHANIM (COHEN):** Zur Zeit des Tempels in Jerusalem (von den Römern 70 n. Chr. zerstört) brachten die Priester die Opfer dar und erfüllten auch liturgische Aufgaben.

**DREIFISCH:** Der Begriff „Dreifisch“ ist als Symbol für den Propheten Elias und die aus der davidischen und aaronidischen Dynastie stammenden Messiasvorstellungen zu verstehen. Der Dreifisch ist ein Sinnbild für die Welt, die kommt.

**EREVSABBAT:** Wie alle jüdischen Tage und Feiertage beginnt auch der Sabbat am Vorabend, dem sogenannten Erev-Sabbat, und dauert somit von Freitagabend bis Samstagabend.

**ESCHATOLOGIE:** Der griechische Terminus bezeichnet die Lehre vom Endschicksal des einzelnen Menschen und der Welt.

**GAON:** Bis ins 11. Jahrhundert war Gaon in der Bedeutung „Macht“ oder „Glanz“ der Ehrentitel des obersten Lehrers und geistigen Oberhaupts der gesamten Judenheit.

**HALACHA:** Die „Halacha“ umfaßt rechtlich und ethisch verbindliche Normen aus der „mündlichen Lehre“, ist also im weitesten Sinne als das „Jüdische Religionsgesetz“ zu bezeichnen.

**JIDDISCH:** Die osteuropäischen Aschkenasim bewahrten sich durch die Jahrhunderte ihre mittelhochdeutsche Umgangssprache, in die auch hebräische Begriffe sowie slawische, litauische und russische Idiome

aufgenommen wurden. Jiddisch wird in hebräischen Buchstaben geschrieben.

**KOSCHER:** Entsprechend den jüdischen Geboten bedeutet das hebräische Wort „rein“, „tauglich“ und bezieht sich insbesondere auf Speisen.

**LEVIATHAN:** Mit diesem Begriff bezeichnet man ein Ungeheuer der altorientalischen Mythologie. In biblischem Sinn versteht man darunter auch ein „Tier der Endzeit“.

**LEWIIM (LEWI):** Die Leviten unterstützen als Diener die Cohanim im Tempel und wuschen ihnen die Hände vor der Darbringung des Opfers und dem Sprechen des Segens.

**LILITH:** Der weibliche Dämon verfolgt vor allem Männer und Kinder. Obwohl Lilith in der Bibel nicht erwähnt wird, war sie der Legende nach Adams erste Frau, die ihm später entflohen.

**MENORA:** So wird im Hebräischen der siebenarmige Leuchter genannt.

**MINJANVEREIN:** Der sogenannte „Bethausverein“ besteht aus mindestens zehn religionsgesetzlich mündigen, männlichen Personen.

**MOHEL:** Der Mohel beschneidet acht Tage nach der Geburt die männlichen Säuglinge.

**PESSACH:** Das Frühlingsfest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten und die Befreiung aus pharaonischer Knechtschaft wird mit einer häuslichen Feier und obligatem Festmahl eingeleitet, in dessen Rahmen der biblische Bericht

wiedergegeben und seine Bedeutung erklärt wird. Diese „Erzählung“ bezeichnet man als „Haggada“.

**QUITTED** Mit diesem Begriff sind „Wunschzettel“ gemeint, die an den Grabsteinen von berühmten Rabbinern und deren Frauen angebracht oder einfach nur zum Grab gelegt werden.

**RABBI:** „Mein Herr“ ist der Ehrentitel der jüdischen Gesetzeslehrer.

**RABBINER:** Mit diesem Begriff sind im Hebräischen die Schriftgelehrten, Prediger, Gesetzes- und Religionslehrer gemeint.

**RAV:** Der Begriff ist die hebräische Bezeichnung für „Herr“.

**SABBAT:** Der „Ruhetag“ soll ganz der religiösen Erbauung gewidmet sein und an den siebten Tag erinnern, an dem Gott nach den Schöpfungstagen ruhte.

**SCHALOM:** Das hebräische Wort bedeutet „Friede“.

**SCHOA:** In der Bedeutung von „Zerstörung“ ist „Schon“ in der jüdischen Welt der gebräuchlichste Begriff für den Holocaust, den Massenmord an den europäischen Juden durch die Nationalsozialisten.

**SCHOCHET (SCHACHTER):** Tiere müssen vom Schochet so geschlachtet werden, dass das Fleisch kein Blut mehr enthält und demzufolge als kosher gilt.

**SCHOFAR:** Das Blasinstrument aus dem Krummhorn eines Widders wird zu Beginn und zu Ende der „Zehn Ernsten Tage“ (Bußzeit, also an Rosch Haschana („Schöpfungstag“, jüdisches Neujahr) und an Jom Kippur („Tag der Sühne“, höchster jüdischer Feiertag), geblasen.

**SCHTEDTL:** Die jiddische Verkleinerungsform für Stadt ist die Bezeichnung für relativ kleine jüdische Gemeinden in Osteuropa, vor allem in Polen und Litauen, aber auch in Böhmen, Galizien und Ungarn.

**SCHUL:** Die Synagoge ist nicht nur ein Ort des Gebetes, sondern auch ein Ort des Lernens und wird deshalb auch als „Schul“ bezeichnet.

**SEPHARDIM:** Der Begriff bezeichnet Juden, die auf dem Gebiet der iberischen Halbinsel in Südfrankreich und östlich des Urals leben. Nach der Vertreibung 1492 gab es auch sephardische Juden im Osmanischen Reich und in Nordafrika.

**SOFER:** Als Sofer werden amtliche Schreiber oder Toraschreiber bezeichnet.

**SYNAGOGE:** Der griechische Terminus in der Bedeutung „Versammlung“ bezeichnet ein jüdisches Bethaus.

**TAHARAHAUS:** Seit dem 16. Jahrhundert werden die Toten nach strengen rituellen Vorschriften von den Mitgliedern der Chewra Kaddischa auf dem Friedhof im „Waschhaus“ gewaschen und bekleidet.

**TORA** Die Tora umfaßt die fünf Bücher Moses, also Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium. Mit den prophetischen und historischen Büchern bildet die Tora die „schriftliche Lehre“, während der Talmud, der aus Mishna (überlieferte Gesetze) und Gemarah (Erläuterung und Erörterung der Mishna) besteht, als „mündliche Lehre“ gilt.

**ZIZIT:** Im Hebräischen sind damit sogenannte „Schaufäden“ am Tallit (Gebetsschal) gemeint.

## **BIBLIOGRAPHIE**

**ZUSAMVENGESTELLT VON PATRICIA STEINES**

**Bato, Ludwig:** Die Juden im alten Wien, Wien 1928.

**Bauer, Werner :** Wiener Friedhofsführer. Genaue Beschreibung sämtlicher Begräbnisstätten nebst einer Geschichte des Wiener Bestattungswesen, Wien 1988, 182199.

**Beller, Steven:** Vienna and the Jews 1867 – 1938, Cambridge 1990.

**Biedermann, Wolfgang:** Friedhofskultur in Wien im 19. Jahrhundert. Das Bestattungswesen vom Josefinismus bis zur Gründerzeit (Dissertation ungedruckt, Wien 1978.

**Bisanz, Hans:** Carl Wollek – Grabmal für eine Frühverstorbene: Wiener Schriften, Nr. 44. Studien 1979/80 aus dem Historischen Museum der Stadt Wien, Wien/München/ Zürich 1980, 259274.

**Bisanz, Hans:** Die Einflüsse Italiens auf die österreichische Malerei und Plastik der Jahrhunderte: Römisch Historische Mitteilungen, Heft 24, Rom/Wien 1982, 99I 04, besonders 103.

**Der Neue Israelitische Friedhof in Wien und seine Bauten.** Denkschrift der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Wien 1928.

**EdelsteinFriedmann, Rahel:** Die Inschriften des alten Judenfriedhofs in Wien: OstWest. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum, 14. Jahrgang, Heft 7, Juli 1914, 490502.

**Feldsberg, Ernst:** Getreu den Sitten der Väter: „Der Weg in die Stille“. Zum 60jährigen Bestehen der Wiener Stadtwerke, Städtische Bestattungen, Wien/München 1967, 5052.

**Fischer, Peter:** Gräber von jüdischen Kriegstoten aus dem Ersten Weltkrieg und Gräber jüdischer Naziopfer: David, 1. Jahrgang/Heft 2, September 1989, 2225.

**Fraenkl, Josef (Herausgeber): The Jews of Austria. Essays on Their Life, History and Destruction, London 1967.**

**Frankl, Ludwig August: Zur Geschichte der Juden in Wien, Wien 1847.**

**Frankl, Ludwig August: Zur Geschichte der Juden in Wien. Der alte Freithof. Der Tempelhof, Wien 1855.**

**Fürst, Alfred: Sitten und Gebräuche einer Judengasse. Minhag Asch, Szekesföhärvar 1908, 6062.**

**Gerhartl, Gertrud: Geschichte der Juden in Wiener Neustadt, in: Hugo Gold, Geschichte der Juden in Österreich, Tel Aviv, 1971, 95 ff.**

**Glück, Elvira: Das Projekt „Sanierungsarbeiten am I. Tor, Zentralfriedhof, Israelitische Abteilung: David, 1. Jahrgang/Heft 3, Dezember 1989, 28 f.**

**Gold, Hugo: Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes, Tel Aviv 1970.**

**Grunwald, Max: Geschichte der Juden in Wien von 1625 bis 1740 (Geschichte der Stadt Wien V), Wien 1913.**

**Grunwald, Max: Geschichte der Wiener Juden bis 1914, Wien 1926.**

**Grunwald, Max: Mattersdorf, in: Jahrbuch für jüdische Volkskunde 1924/25; Herausgegeben von Max Grunwald; Jahrgang 1926/27 der Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, Berlin 1926, 402-563, 476 f.**

**Grunwald, Max: Zur jüdischen Kulturgeschichte im österreichischen Vormärz: Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 1913, 2.**

**Haubold, Barbara: Die Grabdenkmäler des Wiener Zentralfriedhofs von 1874 bis 1918 (Kunstgeschichte Band 30), Münster 1990.**

**Häusler, Wolfgang (Herausgeber): Das Judentum im Revolutionsjahr 1848 (Studia Judaica Austriaca I), Wien/München 1974.**

**Häusler, Wolfgang (Herausgeber): Das österreichische Judentum des bürgerlichen Zeitalters: Das österreichische Judentum. Voraussetzung und Geschichte, Wien/München 1974.**

**Häusler, Wolfgang: Der Weg des Judentums von der Toleranz zur Emanzipation: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Heft 30/31, Wien 1974/75.**

**Häusler, Wolfgang: Ein Rundgang zu den Gedenkstätten auf dem Wiener Zentralfriedhof: Simmeringer Museumsblätter Nr. 11, März 1982, 322.**

**Havelka, Hans: Hazur tomim – die Israelitische Zeremonienhalle am Wiener Zentralfriedhof: Simmeringer Museumsblätter, Heft 29/30, September 1988, 168-170.**

**Havelka, Hans: Zentralfriedhof, Wien 1985, 5760.**

**Heilige Gemeinde Wien. Juden in Wien, Ausstellungskatalog Historisches Museum der Stadt Wien, Wien 1988.**

**Hodik, Fritz: Beiträge zur Geschichte der Mattersdorfer Judengemeinde im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Burgenländische Forschungen LXV), Eisenstadt 1975.**

**Kitlitschka, Werner: Grabkult und Grabskulptur in Wien und Niederösterreich, St. Pölten 1979.**

**KollerGlück, Elisabeth: Darob weine ich sehr. Das Schicksal der jüdischen Friedhöfe in Niederösterreich, in: Das jüdische Echo Elul/Tischri 5744 – September 1983, Nr. 1, XXXII, 127-131**

**KollerGlück, Elisabeth: Das Wunder von der Seegasse: Das jüdische Echo Nr. 1, XXXV (1986).**

**KollerGlück, Elisabeth: Der Friedhof Das „Lebenshaus“. Zur Bedeutung des Friedhofs für den Juden: Wolfgang Plat (Herausgeber): Voll Leben und voll Tod ist diese Erde. Bilder aus der Geschichte der jüdischen Österreicher (1190 – 1 945), Wien 1988, 218224.**

**Lohrmann, Klaus (Herausgeber): 1000 Jahre österreichisches Judentum. Ausstellungskatalog, Eisenstadt 1 982.**

**Markt, Hans: Kennst Du die berühmten letzten Ruhestätten auf den Wiener Friedhöfen?, Band I: Zentralfriedhof und Krematorium (Urnenhain), Wien 1961.**

**Mayer, Sigmund: Das Wiener Judentum. Kommerz, Kultur und Politik, Wien/Berlin 1918.**

**Moses, Leopold: Die Juden in Niederösterreich, Wien 1935.**

**Ohne Angabe (Eigenbericht der Presse): Jugendbande suchte Gold in jüdischen Gräbern, Die Presse, 5. März 1982.**

**Pick, Josef: Die Juden in Währing: Unser Währing. Vierteljahreszeitschrift des Museumsvereins Währing, Heft 3, Wien 1979, 6166.**

**Pick, Josef: Jüdischgeschichtliche Stätten in Wien und in österreichischen Bundesländern, Wien 1 935.**

**Plechl, Pia Maria: Gestürzte Grabsteine hinter einer Mauer. Der jüdische Friedhof bei Großenzersdorf: Die Presse, Magazin, 2. November 1985.**

**Podbrecky, Inge/Kristan, Markus: Menschen – Schicksale – Monumente, Wien 1990.**

**Pribram, Alfred Francis: Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien, 2 Bände, Wien 1918.**

**Rosenblit, Marsha: Die Juden Wiens 1 867 1 91 4. Assimilation und Identität (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes XI), Wien/Köln/Graz 1938.**

**Schiferer, Rüdiger: Interesse an jüdischen Friedhöfen. Gedanken aus der Sicht eines Bibliothekars der Österreichischen Nationalbibliothek: David, I. Jahrgang/Heft 2, September 1989, 2225.**

**SchulteKettner, Gabriele: Der Wiener Zentralfriedhof als historische Quelle (Dissertation ungedruckt), Wien 1979.**

**Schwarz, Ignaz: Geschichte der Juden Wiens bis 1675: Geschichte der Stadt Wien, Band V, 1913.**

**Sonnberger, Peter: 25 niederösterreichische Gemeinden sanieren jetzt ihre jüdischen Friedhöfe. Arbeitsamt hilft durch „Aktion 8000“: AZ, 20. April 1988, 15.**

**Statuten des Vereins Chewra Kaddischa. Verein für fromme und wohltätige Werke, gegründet Wien 1 764, Wien 1 903.**

**Steines, Patricia: Bibliographie zu jüdischen Friedhöfen. Beitrag zum Doppelsymposium „Synagogen und Jüdische Friedhöfe“, Wien, Katholisches Bildungshaus Lainz, 1989.**

**Steines, Patricia: Hunderttausend Steine Grabstellen großer Österreicher jüdischer Konfession am Wiener Zentralfriedhof (Tor I und IV), Wien 1 992.**

**Steines, Patricia: Jüdisches Brauchtum um Sterben, Tod und Begräbnis: Hans Jakob Becker (Herausgeber): Im Angesicht des Todes III (Pietas Liturgica III), St. Ottilien 1986, 134154.**

Steines, Patricia: Jüdisches Trauerbrauchtum (IDCIVHeft 1 5), Wien 1 987 (erhältlich über Hedwig Wahle/Informationszentrum im Dienste der christlich jüdischen Verständigung, IDCIV, Burggasse 35, 1 070 Wien.

Steines, Patricia: Mit den Trauernden um Zion und Jerusalem. Tod und Begräbnis im Judentum: Triumph des Todes? Ausstellungskatalog, Eisenstadt 1992, 140155.

Steines, Patricia: Reges Leben auf jüdischen Friedhöfen, Wiener Zeitung, 6. Jänner 1989.

Steines, Patricia: Symbolik auf jüdischen Grabsteinen. Ein kaum beachtetes Thema der Jüdischen Volkskunde: David, 2. Jahrgang/Heft 4, April 1 990, 2230.

Tietze, Hans: Die Juden Wiens. Geschichte Wirtschaft — Kultur, Wien/Leipzig 1 933 (Reprint Wien 1987).

Wachstein, Bernhard: Die ersten Statuten des Bethauses der Inneren Stadt, Wien 1 926.

Wachstein, Bernhard: Die Grabinschriften des alten Judenfriedhofs in Eisenstadt. Mit einer Studie: Die Entwicklung des jüdischen Grabsteines und der Denkmäler des Eisenstädter Jüdischen Friedhofs von Sándor Wolf, Wien 1922.

Wachstein, Bernhard: Die Gründung der Chewra Kaddischa im Jahre 1763: Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, 1910, Hefte 32 und 33.

Wachstein, Bernhard: Die Inschriften des alten Judenfriedhofs in Wien (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in DeutschOsterreich VIII), 2 Bände, Wien 1912 — 1917.

Wachstein, Bernhard: Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Eisenstadt und den Siebengemeinden (Eisenstädter Forschungen II), Wien 1926.

Wagner, Renate: In der Zauberwelt der Vergessenen: Parnass 1984/6, 6469.

Wolf, Gerson: Das 100jährige Jubiläum der israelitischen Gemeinde in Wien im Jahre 1864, Wien 1864.

Wolf, Gerson: Die Juden in der Leopoldstadt, Wien 1864.

Wolf, Gerson: Vom ersten zum zweiten Tempel. Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien (1820 1860), Wien 1861.

## **WICHTIGE GEBETBUCHER**

Blogg, Salomon Ephraim (Herausgeber): Sefer Hachajim, Israelitisches Gebet und Erbauungsbuch. Gebete bei Krankheitsfällen, in einem Sterbehaus, beim Begräbnis und bei dem Besuche der Gräber von Verwandten; Betrachtungen und Lehrvorträge im Trauerhause und Zusammenstellung aller TrauerGebräuche und vorschriften, (Reprint) Basel 1968.

Tozeoth Chajim, Israelitisches Andachtsbuch. Sammlung aller bei Kranken, Sterbenden, im Trauerhause und beim Besuch der Gräber von Angehörigen zu verrichtenden Gebete sowie aller auf die Totenbestattung und die Trauerpflicht sich beziehenden Regeln und Gebräuche, Rödelheim 1900.

Derech Hachajim, Friedhofsgebete. Gebete bei der Beerdigung und beim Besuch der Gräber; neue, verkürzte Ausgabe des „Tozeoth Chajim“; mit deutscher Übersetzung, (Reprint) Basel 1968.

Mane Loschon, Gebete auf den Gräbern der Hingeschiedenen; mit deutscher Übersetzung und einem Anhang deutscher Gebete, Tel Aviv (o. A.).

**Maskirgebete. Gebete für das Seelenheil der Hingeschiedenen.**

**Herausgegeben von der Chewra Kaddischa Wien (o. A.).**

**Neuda, Fanny: Stunden der Andacht. Ein Gebet und Erbauungsbuch für Israels Frauen und Mädchen zur öffentlichen und häuslichen Andacht, (Reprint) Basel 1968, 129141, 149152.**

**Sidur Sefat Elmet. Das tägliche Gebetbuch der Israeliten enthält auch Gebete zur Beerdigung; mit deutscher Übersetzung, (Reprint) Basel 1989.**

**Kaddisch, Gebete und Gebräuche für die Seelengedächtnisfeier und für die Trauerzeit; mit deutscher Übersetzung, Transkription und Kommentierung, Düsseldorf 1 990.**

**Der letzte Weg; Vorschriften, Gebete und Gedanken zum Thema Tod und Trauer. Herausgegeben von der Israelitischen Gemeinde Basel; mit deutscher Übersetzung, Basel 1991.**